

Soziale Arbeit

Oktober 2005

54. Jahrgang

Dr. Elisabeth Pries-Kümmel ist Grundschullehrerin und Lehrbeauftragte am Institut für Allgemeine Didaktik und Schulpädagogik der Universität Dortmund. Privatanschrift: Schellstr. 40, 45142 Essen
E-Mail: elisabeth.pries-kuemmel@uni-dortmund.de

Professorin Dr. Gesine Spieß lehrt über Kindheit, Sozialisation und Geschlechterforschung an der Fachhochschule Erfurt, Fachbereich Sozialwesen. Altonaer Str. 25, 99085 Erfurt
E-Mail: spiesgesi@aol.com

Dr. Ralph-Christian Amthor ist Dipl.-Pädagoge und arbeitet in der Kinder- und Jugendhilfe sowie als Lehrbeauftragter an verschiedenen Fachhochschulen. Privatanschrift: Rettystr. 14, 90480 Nürnberg
E-Mail: ralph-christian.amthor@web.de

Sandra Weber ist Dipl.-Sozialarbeiterin. Privatanschrift: Hübnerstr. 4, 10247 Berlin
E-Mail: Santra@gmx.de

Beziehungen zwischen Alt und Jung 362
Auswirkungen neuer Entwicklungen auf das Verhältnis zwischen den Generationen
Elisabeth Pries-Kümmel, Essen

DZI-Kolumne 363

Gendertraining im Studium der Sozialen Arbeit 371
Gesine Spieß, Erfurt

Soziale Berufe im Nationalsozialismus 379
Zur Notwendigkeit geschichtlicher Reflektivität in der Sozialen Arbeit
Ralph-Christian Amthor, Nürnberg

Jugendliche und Okkultismus 388
Die Geister, die ich rief ...
Sandra Weber, Berlin

Rundschau Allgemeines 393
Soziales 393
Gesundheit 393
Jugend und Familie 394
Ausbildung und Beruf 394

Tagungskalender 395

Bibliographie Zeitschriften 396

Verlagsbesprechungen 399

Impressum 400



Eigenverlag
Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

Beziehungen zwischen Alt und Jung

Auswirkungen neuer Entwicklungen auf das Verhältnis zwischen den Generationen

Elisabeth Pries-Kümmel

Zusammenfassung

Die Anzahl der älteren Menschen in unserer Gesellschaft steigt stetig, während die der Kinder beharrlich sinkt. Welche Folgen haben die neuen demographischen Strukturen für die intergenerationalen Beziehungen? Wie sehen die Kontakte zwischen älteren und jungen Menschen aus, welche Bedeutungen und Rollen spielen beide Seiten jeweils füreinander? Der folgende Text trägt die bisherigen Forschungsbefunde zu diesem Bereich zusammen.

Abstract

The number of elderly people in our society is constantly rising while the number of children is persistently declining. What are the consequences of the new demographic structures for the relation between the generations? What kind of contact do elderly and young people have with each other? What importance and role do both sides play for each other? The following report summarises the research carried out in this area to date and its findings.¹

Schlüsselwörter

Generationengemeinschaft - Beziehung - Familie - Großeltern - Enkelkind - Rolle - Funktion

Einleitung

Die Mehrzahl der Beziehungen zwischen Alt und Jung rekrutiert sich aus der Verwandtschaft, vornehmlich aus der Großelternschaft.² Während in vergangenen Zeiten viele Kinder ihre Großeltern gar nicht mehr kennen gelernt hatten, da diese bereits vor ihrer Geburt gestorben waren, erlebt heute fast jedes Kind seine vier Großeltern. Häufig leben sogar noch ein oder zwei Urgroßeltern (Wilk 1993, S. 204). Die Chance, die älteren Vorfahren noch einige Jahre erleben zu dürfen, ist für heutige Kinder groß. Häufig sterben die Großeltern erst, wenn die Enkel bereits erwachsen sind.³

Umgekehrt bedeutet dieses, dass es für ältere Menschen wahrscheinlich ist, ihre Enkel und Urenkel heranwachsen zu sehen – ein historisch neues Phänomen. Vor allem ältere Frauen und ihre Nachkommen verbindet häufig viele Jahre gemeinsamer Lebenszeit. Im Kontrast zu der geschilderten Chance steht die Tatsache, dass immer weniger Ältere mit Enkel-

kindern rechnen können. Waren früher Großeltern eine knappe Ressource, so sind es heute die Enkel. Immer mehr ältere Menschen stehen immer weniger jungen Menschen und damit auch immer weniger Enkeln gegenüber. Das veränderte generative Verhalten der nachfolgenden Generation schränkt die Chancen auf Großelternschaft somit wieder ein. Beck-Gernsheim spricht in diesem Zusammenhang von einem „historisch neue[n] Knappheitsverhältnis“ (Beck-Gernsheim 1993, S. 163), anderweitig auch als „Mangel an Enkeln“ (Prahl; Schroeter 1997, S. 131) gekennzeichnet.

Die neuen demographischen Tendenzen beeinflussen jedoch nicht nur die generelle Chance auf Enkelkinder. Selbst bei eintretender Großelternschaft wird die Beziehung zwischen den beiden Generationen von den neuen Entwicklungen tangiert. Bei einer zunehmenden Zahl von Familien sind mehr Großeltern als Enkel anzutreffen, und bei Einzelkindern können gar vier Großeltern um die Aufmerksamkeit eines einzigen Enkelkinds ringen (Höpflinger 1994, S. 81). Gleichzeitig jedoch verringert die größere Mobilität der jungen Familien die Kontakthäufigkeit zwischen Großeltern und Enkeln. Die beiden Generationen treffen einander unregelmäßiger und seltener (Prahl; Schroeter 1997, S. 131).

Die Vielfalt der Lebensstile, die so genannte Pluralisierung, hat in mehrfacher Hinsicht Konsequenzen für das generationenübergreifende Gefüge: Das veränderte Heirats-, Scheidungs- und Wiederverheiratsverhalten, das sich in zahlreichen Familienformen niederschlägt, macht ehemals eindeutige Verwandtschaftsbeziehungen ungewiss. So ist zum Beispiel weitgehend ungeklärt, ob die Eltern einer Stiefmutter oder eines Stiefvaters Großeltern sind, und auch das Stiefelternteil kann wiederum über nichtleibliche Eltern(teile) verfügen. Diese „Konfusion der Definition von Großelternschaft“ (Wilk 1993, S. 205) manifestiert sich unter anderem im Vorhandensein von mehr als zwei Großelternpaaren – angesichts hoher Scheidungs- und Wiederverheiratsquoten keine Ausnahme. Neue Konstellationen dieser Art werden zuweilen skeptisch, zuweilen als chancenreich – im Sinne einer Bereicherung intergenerationaler Bindungen – bewertet (Bengtson; Robertson 1985, S. 43). Neue Familienzusammensetzungen sind jedoch nicht nur durch die Scheidung der Eltern eines Kindes bedingt. Auch durch eine eventuelle Neuheirat der Großeltern ergeben sich veränderte familiäre Strukturen.⁴

Bisher existieren nur wenige Untersuchungen zur Großelternschaft. Die geschilderten demographischen

und familienstrukturellen Veränderungen haben jedoch dazu geführt, dass die Großelternschaft in den letzten Jahren etwas mehr Beachtung fand. Wurde noch vor wenigen Jahrzehnten der Eintritt der Großelternschaft als untrügliches Zeichen der letzten Lebensstufe gewertet, so muss diese Sicht heute relativiert werden: Die Übernahme der Großelternrolle erfolgt durchschnittlich mit circa 50 Jahren – zu einem Zeitpunkt, der noch nicht dem „Alter“ zugerechnet wird (Herlyn 1998, S. 73). Gleichwohl spielt sich ein nicht unerheblicher Teil der Großelternzeit im so genannten Alter ab. Solange sich die Enkel im Kindesalter befinden, sind die meisten Großeltern aber körperlich und geistig noch rege und verfügen als „junge Alte“ selbst noch über Eltern(teile).

Häufigkeit, Motive und Inhalte der Kontakte zwischen Großeltern und Enkelkindern

Die Ausprägung der Großeltern-Enkel-Beziehung lässt sich unter anderem durch die Häufigkeit, die Motive und die Inhalte beschreiben. Hinsichtlich der Häufigkeit der Kontakte ermittelten Cherlin und Furstenberg mit Hilfe ihrer Befragung von über 500 Großeltern folgende Zahlen (Cherlin; Furstenberg 1985): Zwölf Prozent pflegten beinahe täglichen, elf Prozent zwei- bis dreimal wöchentlichen und 15 Prozent einmal wöchentlichen Kontakt zu mindestens einem ihrer Enkelkinder. Ein- bis zweimal monatlichen Kontakt hatten 20 Prozent, alle zwei bis drei Monate sahen 13 Prozent ein Enkelkind. 20 Prozent kontaktierten ihr beziehungsweise eines ihrer Enkelkinder noch seltener und neun Prozent wiesen überhaupt keinen Kontakt zu einem Enkelkind auf.

Diese Zahlen beziehen sich auf die Kontakte zwischen Großeltern und mindestens einem ihrer Enkel und sind somit nicht umgekehrt übertragbar auf die Kontakthäufigkeit eines jeden Enkelkinds zu einem Großelternanteil. Sticker berichtet jedoch diesbezüglich von ähnlichen Ergebnissen: Demnach hat über ein Drittel aller in verschiedenen Studien erfassten Enkel (38 Prozent) mindestens einmal wöchentlich Kontakt zu mindestens einem Großelternanteil, während mehr als ein Drittel (39 Prozent) maximal alle zwei bis drei Monate einen (oder mehrere) Großelternanteil(e) sieht (Sticker 1987, S. 146). Maßgebend für die Häufigkeit der Begegnungen ist in erster Linie die Wohndistanz (Wilke 1993, S. 210). Weiterhin wird das Alter der Großeltern und das der Enkel als ausschlaggebend genannt (Herlyn 1998, S. 109). Je älter die Großeltern und die Enkel werden, umso seltener werden die Kontakte.

Die recht hohe Frequenz der Begegnungen zwischen Großmüttern und ihren Enkelkindern entsteht nicht

Jetzt merken es schon die Kinder. Unser siebenjähriger Sohn sagte dieser Tage: „Papa, irgendwie passieren in letzter Zeit so viele Sachen, erst die Elbeflut, dann der Tsunami, die Hurrikans und jetzt das Erdbeben in Pakistan – wie kommt das bloß?“ Die Antwort kann je nach Überzeugungslage ganz unterschiedlich ausfallen – von „purer Zufall“ über „gottgewollt“ bis hin zu „Antwort der Natur auf die Eingriffe des Menschen“.

Ähnliche Fragezeichen wirft die unterschiedliche Reaktion der nicht betroffenen Menschen auf die jeweiligen Katastrophen auf. Spendenrekorde bei Elbe- und Tsunamiflut, Spendenverweigerung in Europa – trotz aufrüttelnder Bilder – für die Opfer der großen Hurrikans in den USA. Gar nicht zu reden vom permanenten Leid von Millionen Aidskranken und Aidsweisen vor allem in Afrika, die es erst gar nicht auf die Titelseiten unserer Zeitungen oder in die glanzvollen Benefizsendungen schaffen.

Vieles spricht dafür, dass vor allem die massive Berichterstattung der Medien kollektives Mitgefühl wecken kann, aber nur dann, wenn die Betroffenen in das übliche Opferschema passen, das heißt ohne eigenes Verschulden in Not geraten sind. Erscheint die Bedürftigkeit in diffusem Licht, sei es als Ergebnis eines Bürgerkriegs, oder – wie bei den Hurrikans in den USA – einer Naturkatastrophe, an der das betroffene Land durch eigene Umweltverschmutzung möglicherweise Mitschuld trägt, so reicht die Aufklärungskraft der Medien schon nicht mehr weit genug, um in Europa für die Hilfsbedürftigkeit vieler tausend armer Menschen im Süden der USA Mitgefühl zu erzeugen. Andererseits: Nach Erkenntnissen des DZI stammten etwa 30 Prozent der Tsunami-Spenden von überwiegend jungen Leuten, die den betreffenden Organisationen erstmals spendeten. Hier bietet sich den Hilfswerken eine große Chance, durch geschickte, seriöse Informationsarbeit Mitgefühl und Solidarität auch für weniger spektakuläre Notlagen wachsen zu lassen.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

zuletzt durch die Betreuungsleistung als wichtigem *Motiv der Kontakte*. Auch die höchste Kontakthäufigkeit zwischen noch recht jungen Großmüttern und kleinen Enkelkindern lässt sich hierdurch erklären. Insgesamt betreuen laut *Herlyn* circa zwei Fünftel aller Großmütter (44 Prozent) ihre Enkel (*Herlyn* 1998, S. 126). Diese Zahl sagt allerdings noch nichts über die jeweilige Häufigkeit der Betreuung aus. Berücksichtigt man letztere, so zeigt sich, dass jede 15. Großmutter (sieben Prozent) mindestens eines ihrer Enkel täglich und jede vierte (26 Prozent) diese(s) mindestens einmal pro Woche betreut. Bezieht man nur Enkelkinder bis zu elf Jahren mit ein, so hütet jede zweite Großmutter (49 Prozent) am Ort lebende Enkelkinder, nur sechs Prozent betreuen weiter entfernt wohnende Enkel. Letztere werden jedoch häufiger in den Ferien von der Großmutter aufgenommen. In den Ferien betreuen etwa 21 Prozent ihre entfernt lebenden, circa acht Prozent ihre am gleichen Ort wohnenden Enkelkinder.

Zur Großvater-Enkel-Beziehung liegen bisher leider noch keine vergleichbaren Daten vor. In der Regel werden verallgemeinernde Aussagen über „die Großeltern“ getroffen. Doch kann verschiedenen Hinweisen zufolge davon ausgegangen werden, dass Großmütter stärker als Großväter in die Enkelbetreuung involviert sind (*BMJFFG* 1986, S. 85, *Sticker* 1987, S. 273).⁵ Hiermit im Zusammenhang steht zum einen das generell stärkere Engagement von Frauen bezüglich der Pflege von Verwandtschaftsbeziehungen, das ihnen in der englischsprachigen Literatur den Titel „kin-keeper“ (*Bengtson; Robertson* 1985, S. 41) einbrachte. Zum anderen manifestieren sich hierin traditionelle Rollenverteilungen beziehungsweise Frauen- und Großmutterleitbilder.

Besonders ausgeprägt ist die Betreuungsleistung der Großeltern, wenn ihre Töchter oder Schwiegertöchter erwerbstätig sind. Die großelterliche Hilfestellung bei der Kinderbetreuung macht die Erwerbstätigkeit der Mütter offenbar häufig erst möglich. So verwundert es nicht, dass regelmäßig (das heißt mindestens einmal wöchentlich) Kinder hütende Großmütter am häufigsten die Erwerbsarbeit und Ausbildung ihrer (Schwieger)Töchter als Beweggrund nennen (*Herlyn* 1998, S. 127). Dem Wunsch nach Kontakt zu den Enkeln kommt allerdings bei den regelmäßig betreuenden Großmüttern eine nahezu gleich hohe Bedeutung zu wie die Erwerbstätigkeit beziehungsweise Ausbildung der (Schwieger)Tochter. Bei den gelegentlich betreuenden Großmüttern sowie in der Gesamtgruppe aller betreuenden Großmütter steht dieses Motiv sogar an erster Stelle. Für jede zweite Großmutter ist somit der Kontaktwunsch ein entschei-

dender Anlass für die Beaufsichtigung der Enkelkinder. Festgestellt wird außerdem, dass über 60 Prozent der Großmütter Kinder ihrer Töchter (so genannte Tochterenkel) beaufsichtigen. Kinder der Söhne (so genannte Sohnenkel) werden von 46 Prozent und damit eindeutig seltener von ihnen betreut (*ebd.*, S. 125).

Während die Beaufsichtigung der Enkel bis zu elf Jahren neben Geburts- und Feiertagen das bedeutendste Motiv für Treffen zwischen jungen Großmüttern und ihren Enkeln darstellt, lässt der Betreuungsanlass naturgemäß bei älteren Enkeln nach. Im Vergleich zu ritualisierten und traditionellen Treffen, wie sie an Festtagen, auf Familienfeiern und Geburtstagen stattfinden, sind regelmäßige Besuchstage und Verabredungen in allen Altersstufen der Enkel und Großmütter von geringerer Bedeutung. Stattdessen sehen viele Großmütter ihre Enkel spontan beziehungsweise „wie es sich ergibt“. Neben der Hilfeleistung von Großmüttern ist auch Unterstützung von Seiten der Enkel als Kontakthanlass denkbar, erfolgt jedoch insgesamt nur selten. Von den über 65-jährigen Großmüttern nimmt circa jede fünfte Hilfe von ihnen in der Nähe wohnenden jugendlichen Enkeln an.

Nur wenige (hauptsächlich jüngere) Großmütter verreisen mit ihren Enkeln. Recht häufig erfolgen dagegen Essenseinladungen. Verschiedentlich wird darauf hingewiesen, dass Treffen mit dem Enkelkind von beiden Seiten dann als sehr intensiv und zufriedenstellend erlebt werden, wenn keine weiteren Familienmitglieder anwesend sind (*Fabian* 1994, S. 386). Begegnungen dieser Art sagen besonders viel über die Beziehungsqualität aus. Hinsichtlich der *Inhalte der Kontakte* zwischen Großeltern und Enkeln ermittelten *Cherlin; Furstenberg* (1985, S. 99) vielfältige Aktivitäten. In erster Linie nannten die Großeltern: Spielen und Spaß haben, Fernsehen, von der eigenen Kindheit der Großeltern erzählen, dem Kind Ratschläge geben, über die Probleme des Kindes sprechen, mit ihm die Kirche besuchen, es disziplinieren, Spaziergänge und Ausflüge machen, dem Enkelkind ein Spiel oder eine Fähigkeit beibringen sowie zur Konfliktbeilegung zwischen Eltern und Kind verhelfen.

In dem Kontext der Kontaktinhalte wird auch die finanzielle Unterstützung genannt – ein Aspekt, der nicht nur in der genannten Studie auf große Befürwortung stößt. Auch in der Studie von *Herlyn* bejaht ein hoher Prozentsatz aller Großmütter die Frage, ob Enkelkinder von ihnen finanziell unterstützt würden. Je nach Alter der Großmütter und der Enkel schwanken die Werte hier zwischen 52 und 70 Pro-

zent (Herlyn 1998, S. 115). Fast zwei Drittel der Großmütter unterstützen ihre Enkel mit Hilfe von Geld- oder Sachleistungen. Herlyn liefert eine sehr differenzierte Analyse der Kontakthalte zwischen Großmüttern und Enkeln, da sie gesonderte Daten für Einzel-erkel, erste, zweite und dritte Enkel erhebt.⁶ Zwecks einer leichteren Übersicht werden nachstehend die von Herlyn aufgeführten Aktivitäten nach absteigender Häufigkeit der Kontakthalte aufgeführt. Dabei wird bei jedem Kontakthalt der Mittelwert aus den für die einzelnen Enkel ermittelten Daten als Grundlage genommen. Entsprechend findet sich die folgende (aus Sicht der Großmütter formulierte) Skala der Kontakthalte: finanzielle Unterstützung; einfach für das Enkelkind da sein; unterhalten; spielen; schmusen und kuscheln; von früher erzählen; fernsehen; Probleme besprechen; Ausflüge; Enkel schläft bei mir; Enkel macht mit, was ich tue; Märchen oder Geschichten erzählen oder vorlesen; bummeln und Essen gehen; basteln und handarbeiten; Natur zeigen; Schulaufgaben mitmachen; keine Gemeinsamkeiten; Konzert-/Theaterbesuche; Sport.

Herlyn differenziert zusätzlich verschiedene Variablen aus. Insbesondere unterscheidet sie zwischen am selben Ort und weiter entfernt wohnenden Großmüttern sowie zwischen verschiedenen Altersgruppen (Großmütter: bis einschließlich 65 Jahre, älter als 65 Jahre; Enkel: bis einschließlich elf Jahre, von zwölf bis 17 Jahre, älter als 17 Jahre). Es zeigt sich, dass Großmütter für nah wohnende Enkel häufiger „einfach da sind“ und mit ihnen spielen. Auch sehen diese Enkelkinder häufiger bei ihnen fern und beteiligen sich an ihren zufällig zu diesem Zeitpunkt ausgeführten Tätigkeiten und Unternehmungen (Herlyn 1998, S. 116).

Die meisten Aktivitäten finden mit den jüngsten Enkelkindern statt. Dieses hängt vermutlich auch mit dem Alter der Großmütter zusammen, die bei jüngeren Enkeln auch selber eher jünger (und agiler) sind. Hierauf verweist auch der Befund, dass mit zunehmendem Alter der Großmütter alle Aktivitäten – auch die mit den jüngeren Enkelkindern – nachlassen. Je älter die Enkelkinder, umso seltener werden genannt: basteln; kochen; handarbeiten; bei der Großmutter schlafen; mitmachen, was die Großmutter gerade tut; die Natur zeigen. Zunehmend bestimmen Gespräche die Kontakte (ebd., S. 115 ff.). Auch die Angabe, keine gemeinsamen Aktivitäten auszuüben, nimmt mit steigendem Alter der Enkel zu. Insgesamt sind die Prozentwerte hier sehr gering, in der Gruppe der erwachsenen Enkel (und hier insbesondere bei größerer Wohnentfernung) allerdings überdurchschnittlich hoch.

Die Soziallage von Großmüttern kann nur ansatzweise mit deren Beziehung zu den Enkeln in Zusammenhang gebracht werden: Großmütter mit höherer Schul- oder Ausbildung zeigen sich außerhäuslich aktiver, richten jedoch ihren Alltag weniger auf Enkel ein (ebd., S. 119). Zudem haben sie seltener das Gefühl, sich Sorgen um ihre Enkelkinder machen zu müssen. Innerhäusliche Tätigkeiten werden häufiger mit weiblichen als mit männlichen Enkelkindern ausgeführt: basteln; handarbeiten; backen; Geschichten, Märchen erzählen oder vorlesen (ebd., S. 124). Zudem schlafen Mädchen häufiger bei den Großmüttern und schmusen und kuscheln mehr mit ihnen als Jungen. Sichtbar wird somit eine traditionelle Rollenprägung der Kontakthalte.

Die Interaktion zwischen Großmüttern und ihren 13- bis 14-jährigen Enkelinnen haben Sticker und Holdmann untersucht. Als bedeutsamste Komponente der Beziehung stellte sich das Gespräch heraus. „Dominierende Themen waren nach Angaben der Enkelinnen Schule, Alltag, Familie, Hobbys und Freizeit sowie eigene Freundinnen und Freunde“ (Sticker; Holdmann 1988, S. 29). Immerhin für ein Drittel der Enkelinnen und die Hälfte der Großmütter existierten keine Tabuthemen, die übrigen Befragten vermieden insbesondere das Thema „Jungen und Sexualität“. Dennoch stellten Großmütter, die ihre Enkelinnen häufiger (mindestens zweimal monatlich) sahen, für diese größtenteils eine Vertrauensperson dar. Gut ein Viertel der Enkelinnen sah in der Großmutter eine gute Gesprächspartnerin bei Problemen, eine Rolle, die von den Großmüttern selber stark unterschätzt wurde.

Rollen von Großeltern

Die Beziehung zwischen Großeltern und Enkelkindern wird in der Fachliteratur mittels verschiedener Begriffe gekennzeichnet, die zuweilen unter „Rollen“, „Stile“ oder „Typen“, zuweilen unter „Bedeutungen“ oder „Funktionen“ der Großeltern subsumiert werden. Diese Einordnungen sind nur unscharf zu trennen. Nach meinem Verständnis beschreiben „Rollen“ eher die aktive Großelternschaft beziehungsweise die Form der Interaktion, während sich die „Bedeutung“ der Großelternschaft stärker auf die symbolische Ebene beziehen. Sichtet man die Abhandlungen zum Thema, so lassen sich die folgenden Großelternrollen und -stile skizzieren:⁷

- ▲ Großeltern als „Spaßsucher“;
- ▲ Großeltern als Helfende in Krisenzeiten und als Ersatzeltern;
- ▲ Großeltern als weise Ratgebende und Gesprächspartner bei Problemen;
- ▲ Großeltern als Vermittelnde zwischen den Generationen, als Verbündete;

- ▲ „formale“ Großeltern;
- ▲ „distanzierte“ Großeltern.

Die Kontakthalte zwischen Alt und Jung verweisen bereits darauf, dass Großeltern eine bedeutende Rolle als Spielgefährten ihrer Enkelkinder einnehmen. Mit dem Titel „Spaßsucher“ oder in der englischsprachigen Literatur „fun-seeker“ (Bengtson; Robertson 1985, S. 17) werden vor allem jüngere Großeltern gesehen, da der Spaß im Umgang mit den Enkelkindern für sie im Vordergrund steht. Frei von direkter Verantwortung und notwendiger Disziplinierung kann sich die Freude im Beisammensein mit den Enkeln voll entfalten. Möglich wurde diese Art kameradschaftlicher Beziehung erst durch einen Wandel zu symmetrischeren Generationsverhältnissen (Crombrugge 1993, S. 300). Im Unterschied zu früheren Zeiten, in denen Großväter häufiger als Familienoberhaupt auftraten, gelten sie heute nur noch selten als Autoritätsfigur. Betreuende Großmütter treten nur ungern als Erziehungsperson auf und wollen den Eltern nicht in die Erziehung „hineinreden“. Auch von Seiten der Mütter wird ihnen kaum eine spezifische Erziehungsfunktion zugesprochen oder zugebilligt: Beobachtet wird stattdessen ein unausgesprochenes „Gesetz der Nichteinmischung“ (Krappmann 1997, S. 187), das zuweilen nur schwer mit der Vorstellung familialer Unterstützungspflicht zu vereinbaren ist.

Anders als bei gelegentlicher Betreuung kann bei häufiger Beaufsichtigung nicht auf Erziehungsmaßnahmen verzichtet werden. Differenzen um Erziehungsfragen sind in diesem Fall zu befürchten. Der beiderseitige Wunsch einer gewissen Grenzziehung und gesunden Distanz steht vor allem dann in Gefahr, wenn Großeltern als Familienhelfer in Krisenzeiten einspringen und für die Enkelkinder eine zentrale alltagspraktische Bedeutung erhalten. Insbesondere bei einer Auflösung der Kleinfamilie durch Trennung oder Scheidung, bei Versorgungsproblemen allein erziehender berufstätiger Elternteile, bei Erziehungsproblemen der Eltern oder Verwaisung der Enkelkinder fühlen sich Großeltern verpflichtet, umfassendere Hilfe zu leisten (Fabian 1994, S. 384).

Die häufigste Krisensituation, in der Großeltern eine familiäre Stütze sein können, ist die elterliche Trennung oder Scheidung. Dabei kann sich die Beziehung zum Enkelkind sowohl in Richtung verstärkter Kontakte und Betreuung als auch in Richtung einer gefährdeten Verbindung entwickeln. In der Fachliteratur ist zunächst die Frage nach der Beibehaltung der Beziehung von Interesse. Da das Sorgerecht in den meisten Fällen der Mutter zugeteilt wird, laufen

vor allem die Großeltern väterlicherseits Gefahr, den Zugang zu ihren Enkelkindern zu verlieren (Bengtson; Robertson 1985, S. 42). In der Öffentlichkeit bleiben die Auswirkungen einer Scheidung auf die Großeltern-Enkel-Beziehung vielfach unbeachtet. Doch ist die Angst vieler Großeltern vor einem Kontaktabriss groß und in juristischen Diskussionen über großelterliche „Besuchsrechte“ manifestiert sich die Aktualität dieser Problematik. Sofern der Kontakt zu den Großeltern fortgeführt wird, bleiben diese den Enkelkindern als vertraute Bezugspersonen erhalten. In einer Zeit, in der die vertrauten Strukturen der Kinder aus den Fugen geraten, ist dieser Halt von hohem Wert.⁸

Zuspitzung erfährt die Hilfeleistung der älteren Generation in Form von Großelternpflegeverhältnissen. Hierbei handelt es sich zwar eher um Sonderfälle, doch sind nicht wenige Großeltern zur Inpflegenahme ihrer Enkel bereit, wenn diesen ansonsten Heimeinweisungen oder andere Formen der „Fremdpflege“ drohen. Fabian (1994, S. 391) führt folgende maßgebende Motive für die Übernahme der vollen Erziehungsverantwortung durch die Großeltern an:

- ▲ elterliche Berufstätigkeit/besondere berufsbedingte Umstände (29 Prozent),
- ▲ Schwierigkeiten der Eltern bei der Erziehung (25 Prozent),
- ▲ Entzug der elterlichen Sorge (13 Prozent),
- ▲ Gesundheitszustand der Eltern/des Elternteils (vier Prozent),
- ▲ unzureichende wirtschaftliche Verhältnisse des Elternteils (vier Prozent),
- ▲ Eltern(teil) in Ausbildung (ein Prozent),
- ▲ andere Gründe (22 Prozent).

Indes geschieht die Unterbringung von Enkelkindern im großelterlichen Haushalt nicht ohne Vorbehalte: Qualitative Interviews ergaben, dass sich die befragten Großeltern durchaus der Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit bewusst waren. Im Unterschied zur erziehungsbegleitenden Unterstützung (zum Beispiel in Form gelegentlicher oder regelmäßiger Kinderbetreuung), die von der Mehrzahl der Befragten bereitwillig geboten wird, geschieht die Übernahme der Elternrolle nur ungern.

Neben der tatkräftigen Unterstützung im Alltag wird die großelterliche Rolle als Gesprächspartner bei Problemen sowie als weise Ratgebende unterstrichen. Steht zwischen Großmüttern und jüngeren Enkelkindern das Spielen im Vordergrund, so nehmen mit zunehmendem Alter der Enkel sowohl Alltags- als auch Problemgespräche breiteren Raum ein (Herlyn 1998, S. 114 f.). Von Bedeutung ist diesbezüglich in

erster Linie die gleichgeschlechtliche Großeltern-Enkel-Beziehung. Die Beziehung zwischen Großmüttern und der Tochter ihrer Tochter gilt dabei als die engste. Zurückführen lässt sich die stärkere Beziehungsintensität in der „mütterlichen Linie“ auf das stärkere Engagement von Frauen in familiären Angelegenheiten. Während Großväter vor allem ihre handwerklichen oder beruflichen Fähigkeiten zur Verfügung stellen und in nicht familiären Sphären Rat erteilen, beobachten Großmütter häufiger Beziehungsangelegenheiten der Familie (*BMJFFG* 1986, S. 87). In Beziehungsfragen sind Frauen die Hauptvermittelnden, in der englischsprachigen Fachliteratur deshalb auch als „family monitors“ (*Bengtson; Robertson* 1985, S. 41), „Familienmonitoren“, bezeichnet. Verlauf und Veränderung von Beziehungen werden von diesen offenbar stärker registriert als von Männern.

Nicht selten werden Großeltern als Vermittelnde zwischen Eltern und Kind tätig und helfen, Unstimmigkeiten zwischen diesen beizulegen: „They may also serve as mediators and ‚interpreters‘ between the two generations. Grandparents can help make parents more understandable for the children..., or serve as arbitrators in conflicts between parents and children“ (*ebd.*, S. 46). Auf Grund dieser schlichtenden Potenziale werden sie auch als wichtige Personen hinter der Bühne (backstage-persons) bezeichnet. Als Verbündete des Enkelkinds vermögen Großeltern dessen Position gegenüber der dominanten Elternpartei zu stärken.

Eine klare Trennung zwischen den Aufgaben der Großelternschaft und denen der Elternschaft ziehen „formale Großeltern“ (*Herlyn* 1998, S. 16). Trotz ihres konstanten Interesses am Enkelkind beteiligen sie sich nicht an Erziehungsfragen und orientieren sich stark an den als üblich angesehenen Maßstäben. Sie verwöhnen ihr Enkelkind zwar gerne und beaufsichtigen es ab und zu, hüten sich aber davor, in dessen Erziehung einzugreifen. *Neugarten* und *Weinstein* nennen in ihrer klassischen Typologie zudem so genannte distanzierte Großeltern. Diese unterscheiden sich von den formalen durch selteneren und flüchtigen Kontakt zu ihren Enkelkindern (*Neugarten; Weinstein* 1964, S. 203). Großeltern diesen Stils zeigen sich in der Regel nur zu speziellen rituellen Anlässen wie Weihnachts- und Geburtstagen oder in den Ferien. Zwar sind sie den Enkeln wohlgesonnen, haben aber wenig mit ihrem Leben gemeinsam. Die genannten Autorinnen stießen in den 1960er-Jahren auf eine weite Verbreitung sowohl des formalen als auch des distanzierten Stils (*Neugarten; Weinstein* 1964, S. 201): Etwa ein Drittel aller Großmütter (31 Prozent) und Großväter (33 Prozent) verfolgten den

formalen, etwa ein Fünftel der Großmütter (19 Prozent) und ein Drittel der Großväter (29 Prozent) den distanzierten Stil. Beide Formen fanden sich häufiger bei Großeltern unter 65 Jahren.

Spätere Studien der 1980er-Jahre erbrachten ähnliche Zahlen, wenngleich der distanzierte Stil seltener vorgefunden wurde (*Sticker* 1987, S. 273). Eine neuere Untersuchung liefert *Herlyn* (1998, S. 137 ff.) in Bezug auf Großmütter: Bei nahezu allen Befragten wurde ein hoher Stellenwert der Großmutterschaft eruiert. Definiert man „distanzierte Großeltern“ durch ein geringeres Interesse an den Enkelkindern, so unterstützt die Studie von *Herlyn* die große Verbreitung dieses Stils nicht. Zwar gab auch hier ein beachtlicher Teil der Großmütter zu, kaum Gemeinsamkeiten mit den Enkeln zu haben, doch wünschten sich viele dieser so genannten ambivalenten Großmütter häufigeren Kontakt zu ihren jugendlichen Enkeln.

Wie man sich in seiner Großelternrolle begreift, steht unter anderem in Zusammenhang mit den Erinnerungen an die eigenen Großeltern (*Krappmann* 1997, S. 188). Zudem können sowohl verschiedenen Enkelkindern als auch einem Enkelkind gegenüber unterschiedliche Rollen und Stile eingenommen werden. Schließlich erlaubt die sich über viele Jahre hinziehende Länge der Großelternschaft, die ein historisches neues Phänomen darstellt, vielseitige Ausprägungen.

Bedeutung von Großeltern für ihre Enkel

Die Kontakthalte zwischen Alt und Jung sowie die Helferrolle der Großeltern in Krisenzeiten verweisen bereits auf eine besondere Bedeutung vieler Großeltern: „being there“ (*Bengtson; Robertson* 1985, S. 21), einfach da zu sein und Zeit zu haben – Eigenschaften, die in unserer schnelllebigen Zeit rar geworden sind. Im alltäglichen Leben heißt dieses, in der Nähe der Enkelkinder zu sein, jederzeit für sie ansprechbar zu sein, nicht aber, sich stets aktiv mit ihnen zu beschäftigen. Gerade im bloßen Da-Sein wird ihre hohe Bedeutung gesehen, die den Kindern Konstanz vermittelt und Halt gibt. In Krisenzeiten vermögen Großeltern einen beruhigenden Einfluss auszuüben und haben die Funktion eines Ankers.

Innerhalb der Verwandtschaft sind es normalerweise die Groß- und Urgroßeltern, die auf die längste Lebensgeschichte zurückblicken. Sie vertreten den größten Zeitraum und sind Zeugen einer Epoche, die jüngeren Generationen nur indirekt zugänglich ist. Durch die Erzählungen der älteren Generation erhalten historische Darstellungen einen „privaten, verbindlichen und vertrauten Charakter“ (*Schwob*

1988, S. 61). Doch nicht nur durch biographische Erzählungen nahe stehender Personen wird Jüngeren verdeutlicht, dass sie in einen historischen Kontext eingebunden sind. Auch durch ihre bloße Existenz und eigene, biographisch geprägte Lebensweisen sind ältere Angehörige Vermittelnde der Vergangenheit, verbinden Vergangenes und Gegenwärtiges.

Sichtbar wird diese Verwurzelung beispielsweise in dem Hüten traditioneller und familiärer Werte oder dem Beibehalten alter Rituale und Gewohnheiten. Im Extremfall ist das Festhalten an Überkommenem auch ein Hinweis auf Starrheit und Versteinerung. Die eigene Weiterentwicklung sowie die der nachfolgenden Generationen kann blockiert sein (*ebd.*, S. 62). Die Konfrontation unterschiedlicher Lebenserfahrungen zweier Generationen bedeutet sowohl Chance als auch Gefahr. So mögen manche, die in ihrem Leben auf Kriegserfahrungen zurückblicken und Not und Hunger durchlitten haben, Unverständnis für die „Kapriolen“ der Jugend oder ihre Probleme zeigen. Umgekehrt mögen manche Gepflogenheiten der Alten auf Unverständnis stoßen, wie etwa eiserne Sparsamkeit, Fleiß und Frömmigkeit. Sie wirken in der heutigen Zeit eventuell überzogen, sind aber biographisch begründet und waren mitunter gar unentbehrlich für das Überleben. Im Zusammenhang mit lebensgeschichtlich verwurzelten Werten steht auch der großelterliche Einfluss auf die religiöse Entwicklung der Enkelkinder.

Der wechselseitige Dialog der Generationen birgt die Chance, die Welt der Jungen oder Alten kennen und verstehen zu lernen. Dabei liefern ältere Menschen den Beweis dafür, dass schwere Zeiten durchstanden und Hürden überwunden werden können. Sie sind der lebendige Beweis dafür, dass das Leben lebbar ist und sich Entwicklungen, so überwältigend sie im Moment auch erscheinen, überstehen lassen. *Schwob* (1988, S. 62) spricht in diesem Zusammenhang von älteren Menschen als Schlüsselfiguren in der Identitätsentwicklung von Jugendlichen. Das Bild der Großeltern verbinde sich mit einer urchtümlichen Kraft der Verwurzelung und Festigkeit, die gegenüber dem Druck der Gegenwart sehr befreiend wirken könne.

Bedeutsam für die Entfaltung der Potenziale ist die Verfassung des älteren Menschen, seine Selbstakzeptanz und Einstellung zum Leben. Nehmen ältere Menschen die gelebten Jahre an und treten dem Alter bejahend gegenüber, so vermögen sie auch die Einstellung des jungen Menschen gegenüber dem eigenen Alterwerden positiv zu lenken und als Vorbild zu dienen. Die Schattenseiten des Alters sind allerdings nicht zu ignorieren, und junge Menschen

werden häufig erstmals durch ihre Groß- oder Urgroßeltern damit konfrontiert. Das Aufkommen von Krankheiten und Gebrechen der Großeltern deutet aus unmittelbarer Nähe auf die Verletzlichkeit des Lebens. Auch die Vergänglichkeit des Lebens wird in der Regel erstmalig mit dem Tod der (Ur)Großeltern realisiert. Doch bei aller Härte dieser Erfahrung trifft der großelterliche Tod in der Regel das Kind weitaus weniger als der Verlust eines Elternteils. So führt dieses Erleben dem Kind vor Augen, dass auch schwere Erfahrungen von den Überlebenden überwunden werden können (*ebd.*, S. 73).

Bedeutung von Enkeln für ihre Großeltern

Einig ist man sich darin, dass Großeltern durch Enkelkinder das Gefühl biologischer Kontinuität und Erneuerung gewinnen. Diese Vorstellung des Weiterlebens in den Kindern wird in erster Linie von Großmüttern angegeben und scheint vor allem für Urgroßeltern bedeutsam zu sein (*Herlyn* 1998, S. 17). Zur Urgroßeltern-Enkel-Beziehung existieren bislang kaum empirische Ergebnisse. Doch scheint für Urgroßeltern die symbolisch-emotionale Seite ihrer Rolle im Vordergrund zu stehen, während instrumentelle und soziale Seiten weniger hervortreten (*Wilk* 1993, S. 210). Enkel verlängern die eigene Existenz symbolisch, indem sie zum Beispiel den Namen, aber auch familiäre Werte und Traditionen fortführen.

Großeltern reagieren mehrheitlich positiv auf Enkelkinder und finden Freude an ihnen (*Sticker* 1987, S. 272). Durch sie erhalten die Älteren Anerkennung und das Gefühl, gebraucht zu werden. Enkelkinder vermögen über Einsamkeit und innere Leere hinwegzuhelfen und können dabei behilflich sein, das Rentenalter zu akzeptieren. Somit kann von einer Sinngebung gesprochen werden und einer Rolle, die – zumindest nach Aussagen befragter Großmütter – weniger durch Verpflichtung als durch eigene Interessen und Bedürfnisse geprägt ist (*Herlyn* 1998, S. 157). Für traditionell orientierte Frauen ermöglicht die Großmutterrolle „die Bestätigung ihrer fraulichen Identität auch über die Schwelle des leeren Nestes hinaus“ (*Schwob* 1988, S. 27). Die Gerontologie spricht von emotionaler Selbsterfüllung, wenn in der Vergangenheit – etwa als Eltern gegenüber den Kindern – Versäumtes in der Großelternrolle nachgeholt wird. Großelternschaft konfrontiert mit der eigenen Biographie, erlaubt das Nacherleben vergangener Lebensabschnitte und weckt die Erinnerung an die eigenen Großeltern. Viele ältere Menschen genießen die Wärme und Spontaneität ihrer Enkelkinder und erfahren eine Erweiterung ihrer Lebenswelt. Die Soziologie spricht hier von so genannter umgekehrter Sozialisation. Nicht nur die Großeltern sozialisieren

– vor allem im Rahmen ihrer Betreuungsleistungen
– ihre Enkel. Auch die jüngere Generation fungiert als „Sozialisationsagent“ (Stosberg 1995, S. 47) gegenüber der älteren, macht diese mit gewandelten Werten, Normen und Trends bekannt. So wird die ältere Generation dazu aufgefordert, gefestigte Einstellungen zu überdenken. Dank der Konfrontation mit neuen Vorstellungen und Ideen äußern viele Ältere, durch die Enkel jung zu bleiben (Herlyn 1998, S. 192).

Die meisten Älteren nehmen die Rolle der Großeltern gerne an. Mitunter entstehen jedoch auch Probleme mit dem Status als „Oma“ oder „Opa“ (Apostel 1989, S. 29 f.). Dieses ist in erster Linie bei einer frühen Großelternschaft oder der Geburt des ersten Enkels der Fall. Plötzlich kann das Gefühl aufkommen, gealtert zu sein, und manch einer identifiziert sich nur schwer mit der Rolle als Großvater oder -mutter. Ebenso führt eine zu starke Einbindung in die Erziehung der Enkelkinder zu Schwierigkeiten, wie etwa Überforderung oder Enttäuschung (Hartle 1993, S. 312). Die Mehrzahl der Großeltern bevorzugt und genießt es, frei von großer Verantwortung zu sein. Die Entwicklung der Enkelkinder wird dennoch mit Interesse und Anteilnahme beobachtet. Verläuft sie günstig, wird stolz auf den Werdegang der Enkelkinder geblickt. Erreicht das Enkelkind Ziele, die dem älteren Menschen selbst versagt geblieben sind, so kann er hieraus große Befriedigung schöpfen. Ergebnissen der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie zufolge unterstützt ein solches stellvertretendes Erreichen von Zielen durch die Enkel in hohem Maße die Aussicht, gelungen zu altern (BMJFFG 1986, S. 88).

Außerfamiliäre Beziehungen

Nichtfamiliäre Beziehungen zwischen Alt und Jung wurden in der Forschung bisher stark vernachlässigt. Allein der Aspekt des Altersbildes von Kindern und Jugendlichen stieß auf großes Interesse, die Einstellung der älteren Generation gegenüber der jungen wurde dagegen kaum beachtet. Anfang der 1970er-Jahre entstandene Untersuchungen offenbarten zwar stereotype Auffassungen Älterer über „die Jugend“ (Erlemeier 1982, S. 13), diese Ergebnisse dürfen jedoch nicht einfach in Form eines Einstellungsprofils auf die heutige Zeit übertragen werden. Sie sind höchstens dazu angetan, Hinweise auf Faktoren zu geben, die für die Ausbildung von Einstellungen relevant sind. So wirken sich vor allem „geistige Aufgeschlossenheit und Aktivität, kurz: Offenheit sich selbst und der Umwelt gegenüber“ auf ein positives Bild, eine rigide Orientierung an überkommenen Traditionen und Normen dagegen auf ein negatives Bild von der Jugend aus. Sachliche Aufklärungen über die jeweilige Lebenssituation der anderen Altersgruppe

haben sich zwar als bedeutsam hinsichtlich der Einnahme von positiven Haltungen herausgestellt, sind aber in ihrer Wirkung nicht zu überschätzen. Als eindeutig wirksam haben sich dagegen persönliche Kontakte zu jungen Menschen erwiesen (ebd., S. 13). Die Soziologie, aber auch das Alltagsverständnis gehen davon aus, dass Freundschaften auf der Grundlage von Ähnlichkeiten entstehen. Freunde weisen meist einen ähnlichen sozialen Status auf, haben einen vergleichbaren Lebensstil und häufig dasselbe Geschlecht. Zudem gehören sie mehrheitlich in etwa der gleichen Altersgruppe an. Befragungen ergaben einen äußerst geringen Anteil von freundschaftlichen Beziehungen, die eine oder gar zwei Generationen überspringen (Schütze 1997, S. 109).

Da generationsübergreifende Beziehungen vornehmlich aus der Verwandtschaft hervorgehen, ist es nachvollziehbar, dass das Augenmerk der Forschung bisher auf Großeltern-Enkel-Kontakten lag. Doch nannten Kinder gelegentlich auch die „Omi von nebenan“ oder den nun als Hausmeister tätigen Rentner als wichtigen Freund, obschon nach befreundeten Kindern gefragt worden war (Krappmann 1997, S. 195). Erwachsene berichten immer wieder, dass ein älterer Mensch in der Jugendzeit eine wichtige Rolle als Gesprächspartner, als unterstützende Person oder als Vorbild eingenommen habe (ebd., S. 185). Nichtfamiliäre Kontakte zu älteren Menschen beinhalten zum Teil ähnliche Potenziale wie jene familiärer Art. In mancherlei Hinsicht mögen sie letztere nicht erreichen. So kann zum Beispiel keine gemeinsame Familiengeschichte aufgearbeitet oder Familientradition weitergereicht werden. Andererseits ist die Bedeutung nichtfamiliärer Beziehungen gerade darin zu sehen, dass sie über den familiären Horizont erweitern und Fremdes vertraut werden lassen.

Enge Bindungen außerhalb der Familie bergen somit neue Potenziale und können an die Stelle fehlender innerfamiliärer Beziehungen mit älteren Menschen treten. Mangelhafte Kontaktmöglichkeiten lassen sie aber häufig erst gar nicht entstehen. Fehlt das „familiäre Band“, so müssen andere Gemeinsamkeiten entdeckt und Begegnungsräume geschaffen werden. In den letzten Jahren sind zunehmend Bemühungen angestellt worden, den Boden für solche Gemeinsamkeiten zu schaffen. Verschiedenste Initiativen, Verbände und Vereine arrangieren Treffen unterschiedlicher Art: Erzählkreise oder -cafés für Jung und Alt, altersgemischte Chöre, Musik- und Theatergruppen und gemeinsame Spielnachmittage sind nur wenige Beispiele für Projekte, wie sie seit den 1990er-Jahren verstärkt initiiert werden.⁹ Auch Kindergärten und Schulen laden Großeltern und Al-

tenheimbewohner ein, um aus ihrer Vergangenheit erzählen zu lassen, mit den Kindern zu basteln, zu spielen oder zu feiern.

Von diesen Projekten profitieren insbesondere Kinder, die keine eigenen Großeltern mehr haben oder jene nicht in erreichbarer Nähe sind, aber auch die Älteren selbst: „Ältere Menschen erleben durch die Spontaneität, Fröhlichkeit und Zuneigung der Kinder Lebensfreude, Abwechslung sowie Momente des Unbeschwertseins, des Gebraucht- und Angenommenseins“ (Textor; Heiß 1996, S. 37). Kinder erwerben Wissen über historische Entwicklungen, lernen das Alter und seine Eigenheiten kennen und verstehen – Generationsunterschiede sind schließlich, wie *Erlemeier* anmerkt, nicht wegzudiskutieren: „– warum auch? Sie schaffen ja erst das Spannungsverhältnis, erzeugen die Neugier, wecken das Interesse für Lebensgeschichte und gelebte Geschichte, Voraussetzungen also, die notwendig sind, um voneinander und miteinander zu lernen“ (Erlemeier 1982, S. 14).

Anmerkungen

- 1 Übersetzung durch Frau Belinda-Dolega-Pappé, Berlin
- 2 Zu den Ausführungen in diesem Beitrag siehe Pries-Kümmel 2005, S. 125 ff.
- 3 Die geschilderte Entwicklung wird künftig vermutlich wieder etwas rückläufig: Auf Grund des zunehmenden Lebensalters von Frauen bei der Geburt ihres ersten Kindes vergrößert sich der Altersabstand zwischen Großeltern und Enkelkindern wieder. Die gemeinsame Lebenszeit von Großeltern und Enkeln wird hierdurch reduziert.
- 4 Bengtson; Robertson (1985, S. 43) skizzieren die möglichen Konsequenzen des Wiederheiratsverhaltens älter werdender Männer, die häufig mit wesentlich jüngeren Frauen neue Familien gründen. Diesem Trend entsprechend wird eine wachsende Zahl älterer Männer über etwa gleichaltrige (aus erster Familie hervorgegangene) Enkel und (in zweiter Ehe gezeugte) Kinder verfügen.
- 5 Höpflinger (1994, S. 86) führt eine deutsche Befragung an, die sich an Personen mittlerer Lebensjahre (40 bis 59 Jahre) richtete. Während sich hiernach fast die Hälfte der interviewten Frauen vorstellen konnte, im Alter ihre Enkelkinder zu beaufsichtigen, antwortete nur circa ein Viertel der männlichen Befragten in diesem Sinne.
- 6 Als „erster Enkel“ wird dabei das erstgeborene, also älteste Enkelkind einer Großmutter, als „dritter Enkel“ das letztgeborene, also jüngste Enkelkind, bezeichnet. Der „zweite Enkel“ liegt altersmäßig zwischen den beiden und wurde im Falle von mehr als drei Enkelkindern ausgelost. Die Beschränkung auf jeweils drei Enkel pro Großmutter war nötig, da eine Befragung zu allen Enkelkindern die Aufnahmekapazität überschritten hätte. Insgesamt hatten 70 Prozent aller Großmütter nur drei Enkelkinder (Herlyn 1998, S. 57).
- 7 Die klassische, immer wieder zitierte Typologie von Neugarten; Weinstein (1964, S. 202 f.) differenziert zwischen „formellen“ Großeltern („formal“), Großeltern als „Freudensucher“ („fun-seeker“), „distanzierten“ Großeltern („distant“), Großeltern als „weise Ratgeber“ („reservoir of family wisdom“) und Großeltern als „Ersatzeltern“ („surrogate parent“). Diese

„Typen“ werden auf Grund neuerer Untersuchungen ergänzt beziehungsweise erweitert. Die jeweilige Häufigkeit des Vorkommens kann heute nicht mehr vorausgesetzt werden.

8 In dem Artikel „Scheiden tut weh – Enkel ade!“ stellt Pro Alter (1/1996, S. 33) das Mitte der 1990er-Jahre in Freiburg gestartete Projekt „Familienbände“ vor. Dieses Projekt nimmt sich von der Scheidung ihrer (Schwieger)Kinder betroffenen Großeltern an und versucht, die Kontakte zwischen Großeltern und Enkelkindern zu intensivieren.

9 Projekte verschiedenster Art, die sich allesamt dem Ziel der Verbesserung des Dialogs zwischen den Generationen widmen, wurden vom Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend dokumentiert und vermittelt (siehe BMFJ 1994 oder BMFSFJ 1995).

Literatur

- Apostel**, Barbara Ulrike: Großeltern als Sozialisationsfaktoren. 1989
- Beck-Gernsheim**, Elisabeth: Familie und Alter. In: Naegele, Gerhard; Tews, Hans Peter (Hrsg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Opladen 1993, S. 158-169
- Bengtson**, Vern L.; Robertson, Joan F.: Grandparenthood. Beverly Hills 1985
- BMFJ** (Bundesministerium für Frauen und Jugend): Initiativen im Rahmen der Jugendhilfe zur Verbesserung des Dialogs zwischen den Generationen. KABI (Konzentrierte Aktion Bundes Innovationen) Nr. 20. Bonn 1994
- BMFSFJ** (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend): Dialog der Generationen. Projekte, Ideen, Möglichkeiten im Rahmen der Jugendhilfe. KABI (Konzentrierte Aktion Bundes Innovationen) Nr. 22. Bonn 1995
- BMJFFG** (Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit) (Hrsg.): Vierter Familienbericht. Die Situation der älteren Menschen in der Familie. Bonn 1986
- Cherlin**, Andrew; Furstenberg, Frank F.: Styles and Strategies of Grandparenting. In: Bengtson, Vern L.; Robertson, Joan F. (Hrsg.): Grandparenthood. Beverly Hills 1985, S. 97-116
- Crombrugge**, Hans van: Großeltern sind einfach da. In: Neue Sammlung 2/1993, S. 295-301
- Erlemeier**, Norbert: Die Einstellungen älterer und jüngerer Menschen zueinander. In: Evangelische Impulse 4/1982, S. 8-14
- Fabian**, Thomas: Großeltern als „Helfer“ in familiären Krisen. In: Neue Praxis 5/1994, S. 384-396
- Hartle**, Kristina: Zu Kindern, die bei Großeltern aufwachsen. In: Soziale Arbeit 9-10/1993, S. 312-316
- Herlyn**, Ingrid: Großmutterschaft im weiblichen Lebenszusammenhang. Pfaffenweiler 1998
- Höpflinger**, Francois: Frauen im Alter – Alter der Frauen. Zürich 1994
- Krappmann**, Lothar: Brauchen junge Menschen alte Menschen? In: Krappmann, Lothar; Lepenies, Annette (Hrsg.): Alt und Jung. Spannung und Solidarität zwischen den Generationen. Frankfurt am Main 1997, S. 185-204
- Neugarten**, Bernice L.; Weinstein, Karol, K.: The changing american grandparent. In: Journal of marriage and the family 26/1964, S. 199-204
- Prahl**, Hans-Werner; Schroeter, Klaus R.: Soziologie des Alterns. Paderborn 1996
- Pro Alter** (Red.): „Scheiden tut weh – Enkel ade!“ 1/1996, S. 33
- Pries-Kümmel**, Elisabeth: Das Alter in der Literatur für junge Leser. Lebenswirklichkeiten älterer Menschen und ihre Darstellung im Kinder- und Jugendbuch der Gegenwart. Frankfurt am Main 2005

Schütze, Yvonne: Generationenbeziehungen: Familie, Freunde und Bekannte. In: Krappmann, Lothar; Lepenies, Annette (Hrsg.): a.a.O. Frankfurt am Main 1997, S. 97-111

Schwob, Peter: Großeltern und Enkelkinder. Zur Familiendynamik der Generationsbeziehung. Heidelberg 1988

Sticker, Elisabeth: Beziehungen zwischen Großeltern und Enkeln. In: Zeitschrift für Gerontologie 20/1987, S. 269-274

Sticker, Elisabeth; Holdmann, Karin: Die Beziehung zwischen 13-14jährigen Mädchen und ihren Großmüttern. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht, 35. Jg. München/Basel 1988, S. 27-33

Stosberg, Manfred: Alter und Familie. Zur sozialen Integration älterer Menschen. Frankfurt am Main 1995

Textor, Martin R.; Heiß, Bernadette: Begegnungen mit älteren Menschen. In: Kindergarten heute 6/1996, S. 34-41

Wilk, Liselotte: Großeltern und Enkelkinder. In: Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz (Hrsg.): Generationenbeziehungen in „post-modernen“ Gesellschaften. Konstanz 1993, S. 203-214

Gendertraining im Studium der Sozialen Arbeit

Gesine Spieß

Zusammenfassung

Der europäische Auftrag zum Gender Mainstreaming hat den Bedarf an Gendertrainings schlagartig geweckt. Denn er setzt bei Führungskräften eine Schlüsselqualifikation voraus, die nur rar vertreten ist: Genderkompetenz. Auf diesen Bildungsbedarf reagierten Institute und Bildungsträger. Im Folgenden werden die Konzepte, Ziele und Methoden von Gendertrainings skizziert. Der Überblick soll anhand eigener Erfahrungen mit diesem Arbeitsansatz im Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Erfurt veranschaulicht werden. Die Absicht ist, den Diskurs zu konkretisieren, aber auch die im Gendertraining enthaltenen Widersprüche zu markieren.

Abstract

The European task of gender mainstreaming has suddenly aroused the need for gender training as it requires people working in leading positions to have a key qualification which is hard to find: gender competence. This need of education has been addressed by institutions and education bodies. The following report outlines gender training concepts, goals and methods. This outline is to be illustrated by experiences gained from training projects carried out in the faculty of social welfare. The purpose is to clearly define the discourse and, at the same time, to point to the contradictions involved in gender training.¹

Schlüsselwörter

Sexualproportion - Training - Chancengleichheit - Definition - geschlechtsspezifische Faktoren - Typologie

Einleitung

„Gender“ als Begriff wurde durch den europäischen Auftrag zum Gender Mainstreaming aus dem akademischen Diskurs in die politische Praxis überführt. Die Mitgliedstaaten der Europäischen Union wurden 1999 damit verpflichtet, eine aktive Gleichstellung zu betreiben. Gender Mainstreaming als „(Um)Gestaltung des Geschlechterverhältnisses“ (Krell 2004, S. 78) setzt jedoch voraus, dass die Verantwortlichen den Begriff Gender kennen und fähig sind, eine Geschlechteranalyse zu erstellen sowie konkrete Gleichstellungsmaßnahmen zu entwickeln. Sie müssen genderkompetent sein. In der Regel sind Geschlechterverhältnisse für Führungskräfte jedoch „blinde Flecken“. Mit dem Auftrag wurde daher nicht nur ein großer Handlungs-, sondern auch ein beachtli-

cher Bildungsbedarf geschaffen. Nachfragende sind zum Beispiel Ministerien, Verwaltungen, Unternehmen, ja sogar die Bundeswehr. Auch Hochschulen müssen sich dem Auftrag stellen. Es verwundert daher nicht, dass der Markt für Gendertrainings boomt. Was wird nun unter Gendertraining verstanden?

Begriff, Methoden und Widersprüche

Die meisten Begriffsbestimmungen von Genderkompetenz überschneiden sich. Übereinstimmend wird Gender als soziale Kategorie begriffen, die in der Interaktion zwischen Menschen hergestellt und ausgehandelt wird. Auch der Begriff Genderkompetenz wird ähnlich gefüllt. *Kaschuba* (2004, S.120) verbindet mit Genderkompetenz vor allem die Fähigkeiten, dass Menschen reflektieren, wie sie zur Frau oder zum Mann geworden sind, geschlechtersensibel kommunizieren können und dass sie über ein Grundlagenwissen aus der Geschlechterforschung verfügen. Genderkompetente Personen wenden diese Qualifikationen im persönlichen und beruflichen Umfeld an. *Winter* (2004, S. 285) unterscheidet zwischen individueller, interaktiver und sachinformativer Genderkompetenz. Individuelle Kompetenz ist das Wissen über die biographische Entwicklung als Frau oder als Mann. Die interaktive Kompetenz befähigt, die eigene geschlechterbezogene Kommunikation zu reflektieren und Genderempathie zu entwickeln. Und die sachinformativen Kompetenz schließt das Wissen über die Verteilung von Macht und Ressourcen in der Gesellschaft sowie die Kompetenz ein, eine Genderanalyse zu erstellen, um die eigene Praxis auf Gender hin untersuchen zu können (*Blickhäuser* 2004, *Czollek* 2004, *Kaschuba* 2004).

Um das Ziel Genderkompetenz umzusetzen, werden Kommunikations-, Rollenspiele und nonverbale Übungen sowie Inputs zur Frauenbewegung, Geschlechterdemokratie, zum Gender Mainstreaming (*Blickhäuser* 2004) oder zur Ressourcenverteilung in der Welt (*Czollek* 2004) eingeplant. Ein Training dauert mindestens einen Tag, besser drei und mehr Tage. Über Zielsetzung und Vorgehen herrscht weitgehende Einigkeit. Strittig dagegen ist die Frage nach der Wirkung von Geschlechterparität in der Gruppe oder dem „biographischen Ansatz“. Der folgende kurze Problemabriss zeigt: Gendertrainings sind keineswegs widerspruchsfrei.

Viele Autorinnen und Autoren sehen den Vorteil der geschlechterparitätischen Gruppe darin, zwischen Geschlechter getrennter und Geschlechter übergreifender Arbeit trennen zu können (*Kaschuba* 2004, *Burbach* 2001, *Ewert; Dragestein* 2001). Eine Schwierigkeit gibt es jedoch: Wesentlich mehr Frauen als

Männer nutzen die Angebote. Deswegen sprechen sich unter anderem *Ewert* und *Dragestein* für einen Mindestanteil von Männern (ein Drittel) aus. Denn die Erfahrung lehre, dass es bei den männlichen Gruppenmitgliedern angesichts der weiblichen Dominanz zu einer „kollektiven Schuldübernahme“ oder „übermäßigen Rechtfertigung“ kommen kann (*Ewert; Dragestein* 2001, S. 63). *Holzleithner* (2002, S. 26) problematisiert darüber hinaus, dass Teilnehmende Gendertrainings als vordergründig nur „frauenspezifisch“ verstünden und es dabei letztlich um den Verzicht der „patriarchalen Dividende“ gehe. Das Interesse bei Männern könne jedoch nur geweckt werden, wenn bereits im Vorfeld klar sei, dass es sich in dem Training um allgemeine gesellschaftliche Inhalte handele.

Auch das Leitungspaar (Tandem) soll zweigeschlechtlich sein. *Kaschuba* (2004, S. 125) und *Blickhäuser* (2004, S. 169) sehen darin ein Mittel, unterschiedliche Verhaltensmuster der Geschlechter bewusst zu machen. Anders *Czollek* (2004, S.109): Sie befürchtet, dass unter anderem durch die Körperhaltungen, Kleidung und Gestik der Leitenden sowie durch die Verteilung von Redezeit eher Stereotypen (re)produziert werden. Das *Autorenkollektiv Pat-Ex* (2004, S. 73) problematisiert die „heimliche“ oder „offensichtliche Arbeitsteilung“ nach Geschlechtern in einem Tandem. Auf die persönliche Beziehung des Leitungspaares und die darin möglicherweise enthaltene erotische Spannung macht *Morell* (2004, S. 101) aufmerksam. Die Frage sei, wie sich dies auf die Gruppe auswirke.

Ebenfalls in der Diskussion ist der „biographische Ansatz“, der von den Erfahrungen und Bedürfnissen der Teilnehmenden ausgeht. Als Vorteil sieht das *Autorenkollektiv* (2004, S. 74), dass die persönliche Betroffenheit die Wirkung von Geschlechterverhältnissen erfahrbar mache. Gleichzeitig sei zu befürchten, dass mit dem häufig anzutreffenden biologistischen Vorverständnis der Teilnehmenden gerade dieser Ansatz weniger für Geschlechterverhältnisse sensibilisiere als vielmehr die biologischen Vorstellungen über Männer/Jungen und Frauen/Mädchen (re)produziere (*ebd.*, S. 71). Diese Gefahr sehen auch *Berninghausen* (2004, S. 93) und *Bauer* (2002, S. 47). Frauen sähen Männer meist als einheitliche Gruppe, ohne die „enorme Variationsbreite“ innerhalb der Genusgruppe zu berücksichtigen.

Für mich liegt ein zentrales Problem eines Gendertrainings darin, dass sich die Teilnehmenden einerseits „geschlechterblind“ zeigen, und andererseits – wie ausgeführt – nur stereotype Geschlechterunter-

scheidungen sehen. Damit entsteht eine Zwickmühle: Im Training muss die so genannte Genderbrille aufgesetzt werden. Denn die Blindheit lässt Phänomene als geschlechtsneutral erscheinen, die in Wirklichkeit an ein Geschlecht gebunden sind. Andererseits muss angeleitet werden, diese Brille abzusetzen, denn vieles wird einseitig geschlechtsspezifisch (das heißt frauenspezifisch) wahrgenommen, was in Wahrheit gesellschaftsspezifisch ist (zum Beispiel häusliche Gewalt). Methodisch entsteht hier ein „Differenzdilemma“ (Minow 1990): Wenn die Unterschiede zwischen den Geschlechtern negiert werden, sind die sich daraus ableitenden Handlungen zwar neutral, sie werden aber den verschiedenen Gruppen nicht gerecht. Wird dagegen die Differenz benannt, wird das Stigma des Anders-Seins verstärkt. Um dem entgegenzuwirken, will Holzleithner (2002, S. 41) den Gender differenzierenden und historisch vergleichenden Blick schulen. Beide Sichtweisen sollen die Pauschalisierungen über „die Frauen“ oder „die Männer“ aufbrechen und den Wandel der Geschlechter-Ordnung(en) sichtbar machen. Zugleich soll problembezogen analysiert werden. Dann werde deutlich, dass Frauen auch „Männerprobleme“ haben können und umgekehrt.

Qualitätskriterien

Angesichts der beschriebenen didaktischen Herausforderungen ist die Qualitätsbestimmung eines Gendertrainings schwierig. Woran misst sich die Güte? Für Kaschuba (2004, S. 121) ist ein Gendertraining dann gut, wenn die Teilnehmenden einen fachlichen Nutzen hatten, wenn Reflexionsprozesse initiiert wurden, für Geschlechtszuschreibungen sensibilisiert, an Erfahrungen und Kompetenz der Teilnehmenden angeknüpft und eine einfühlsame Atmosphäre entwickelt wurde. Eine gute Leitung zeichne sich durch Empathie, Gelassenheit, Geduld, Humor und geschlechtsbezogene Selbstreflexivität, aber auch durch methodisch-didaktische und gruppendynamische Kompetenz aus.

Die Autorin schlägt folgendes Prüfraster für die Qualitätsbestimmung vor:

- ▲ Wurden Ziele formuliert?
- ▲ Wurde die alltägliche Handlungsfähigkeit gestärkt?
- ▲ Wurde für die Mehrdimensionalität der Kategorie „Geschlecht“ sensibilisiert?
- ▲ Wurde an den Erfahrungen der Teilnehmenden angeknüpft?
- ▲ Wurden Frauenbewegung und Gender Mainstreaming thematisiert?
- ▲ Ziele das Training auf gesellschaftliche Veränderungen?

Das Raster ist aus meiner Sicht nützlich, blendet aber Widersprüche eines Trainings aus, die bewusst gemacht werden müssten. Denn die Erfahrungen in einem Gendertraining sind widersprüchlich.

Gendertraining in der Praxis

Für die Darstellung wähle ich drei exemplarische Einheiten mit Studentinnen und Studenten des Fachbereichs Sozialwesen an der Fachhochschule Erfurt aus. Zurückgegriffen wird hierbei auf das Protokollmaterial, welches im Wintersemester 2002/03, im Sommersemester 2003 und im Wintersemester 2003/2004 gefertigt wurde. Die Trainings im Tandem (jeweils in den Wintersemestern) sind von meinem Kollegen Hermann Bullinger und mir durchgeführt worden.

Der Konvent der Fachhochschule hat Genderkompetenz zur hochschuldidaktischen Schlüsselqualifikation erklärt (Konventsprotokoll vom 17.11.2004). Insofern gibt es eine interessante Zeitgleichheit zwischen dem Bildungsbedarf von Lehrenden und Lernenden. Für den Fachbereich Sozialwesen ist jedoch weder der Auftrag neu, Gender in Lehre und Didaktik zu verfolgen, noch das Ziel Genderkompetenz (Spieß; Rentmeister 2003). Neu ist, dass Gendertrainings explizit im Lehrangebot erscheinen.

Ziele und Gruppenzusammensetzung

Auch unsere Ziele sind fachlicher Nutzen, Sensibilisierung für Geschlechtszuschreibungen sowie Bewusstmachen von Geschlechterunterscheidungen.² Die Studierenden sollen die sozialen Konstruktionen „weiblich“ und „männlich“ verstehen und lernen, was geschlechtergerecht bedeutet. Die Geschlechterparität wird auch von uns angestrebt, sie ist für mich jedoch nicht zwingend. Die Gruppenstärke soll 16 Studierende nicht überschreiten. Bei dem von mir allein durchgeführten Training ergab sich eine paritätische Zusammensetzung von selbst. Ein anderes Mal war das Interesse so groß, dass wir unter den Studentinnen losen mussten, um die Geschlechterparität herzustellen. Die Studenten waren in der Minderheit und wurden daher bevorzugt. Ein anderes Mal bestand trotz Werbung die Gruppe zu zwei Dritteln aus Frauen.

Uns ist klar, dass bereits die Gruppenbildung widersprüchlich ist. Die Bevorzugung von männlichen Studierenden beinhaltet eine Fokussierung auf das (biologische) Geschlecht und verstärkt damit die Polarisierung, die es doch gerade aufzulösen gilt. Das ist paradox. Für dieses Vorgehen spricht andererseits, dass die Studenten in einem „Frauenstudium“ ohnehin Probleme haben, ihre Position zu finden (Bullin-

ger 2003, S. 82). Umso wichtiger ist es, wenn sie sich im Geschlechterdiskurs von einem Trainer angesprochen fühlen können. Aber vor allem sehen wir den methodischen Vorteil, zwischen gleich- oder gegengeschlechtlich besetzten Gruppen und Paaren wechseln zu können.

Die Tandemlösung ist für mich didaktisch nicht zwingend, sie hat aber ebenfalls eindeutige Vorteile wie Arbeitsteilung, gegenseitige Anregung, die Möglichkeit zur kollegialen Rückmeldung. Die Gefahr eines „heimlichen Lehrplans“ durch geschlechterstereotype Arbeitsteilung und Verhaltensweisen sehe ich nicht, denn ich gehe davon aus, dass wir als Personen und durch die Art unserer Interaktion eher zur Auflösung als zur Verstärkung von Geschlechtertypisierung und -hierarchisierung anregen. Außerdem achten wir darauf, dass Impulse und pädagogische Interventionen ausgewogen verteilt sind. Ein wichtiger Unterschied zu den außerakademisch angebotenen Trainings liegt darin, dass Studierende einen Leistungsnachweis (Referat) erwerben und dadurch unter Leistungsdruck geraten können, der vermutlich auch die Gruppe beeinflusst. Die von uns angebotenen Trainings sind in Phasen eingeteilt und dauern von Donnerstag bis Samstag.

Verlauf eines Trainings

Nach einer Meditation beginnt die Eingangsphase, in der die Studierenden aufgefordert werden, ihre augenblickliche Situation anhand von Bildkarten zu beschreiben. In der Sondierungsphase werden ihre Erwartungen und Befürchtungen auf verschiedenfarbige Karten geschrieben. Abschließend stellen wir Verlauf und Ziele vor. Im Hauptteil referieren die Studierenden zu Themen wie Gender Mainstreaming, Frauen-, Männerforschung, Sozialisation oder Geschlechterungleichheit. Die dazu nötigen Fakten werden dem Fischer Frauen-Atlas 1998 (Hrsg. Saeger) entnommen.

Die anschließenden praktischen Übungen bestehen aus Rollenspielen, die paarweise, entweder gleich- oder zweigeschlechtlich durchgeführt werden. Die anschließenden Diskussionen zu den Geschlechterunterscheidungen in der Lehre und ihre Ergebnisse werden später zur Kriterienbildung für eine geschlechtergerechte Lehre genutzt. Zum Abschluss werden die Erfahrungen der Gruppenmitglieder mit den anfangs formulierten Erwartungen und Befürchtungen sowie unserer Planung verglichen. Ich beschreibe nun die einzelner Trainingseinheiten und beginne mit einem Referat, welches zu Gender Mainstreaming gehalten wurde, um dann zu den anderen Aufgabenstellungen zu kommen.

Im Referat zum Gender Mainstreaming wird die Hochschule mit Hilfe einer Statistik der Frauenbeauftragten kritisch unter die Lupe genommen. Damit wird das unausgewogene Geschlechterverhältnis im Lehrkörper (überwiegend männlich) und die einseitige Verteilung der Studierenden in den meisten Fachbereichen (Sozialwesen überwiegend Frauen, Bauingenieurwesen überwiegend Männer) sichtbar gemacht. Die Gruppe erweitert die *Genderanalyse*, indem sie die Geschlechterunterscheidungen in der Lehre herausarbeitet, welche sie im Studium beobachtet. Ich zitiere aus den Protokollen: Die männlichen Professoren geben „oft fragwürdige Kommentare zum Thema Gender“, zeigen aber „eine höhere Diskussionsbereitschaft“ und lassen „mit Vorliebe Zahlen sprechen“. Ihr „Zynismus“ ist bei den Professorinnen „weniger verbreitet“. Die Lehrenden behandeln ungleich: „Man wird als Frau schnell befreit, wenn man ein Kind hat, es gibt aber noch andere Lebensumstände“. „In den Seminaren zur Kinder- und Jugendarbeit muss man sich als Mann rechtfertigen, bei Frauen wird dasselbe Argument hingenommen.“ Eine Erkenntnis ist: „Das Ungleichgewicht der Geschlechter im Lehrkörper wirkt als heimlicher Lehrplan“. Auch Studierende verhalten sich rollenkonform: „In der Lehre gibt es eine stereotype Aufteilung: in den politischen Seminaren sitzen viele Männer, in den Seminaren zu Familie und Recht sitzen oft ausschließlich Frauen“.

Das Erkannte bildet die Grundlage für die nächste Aufgabe. In geschlechtshomogenen Gruppen werden Kriterien für eine geschlechtergerechte Lehre entwickelt (Transfer). Im Plenum wird Folgendes gefordert:

- ▲ „Geschlechterparität unter den Lehrenden“;
- ▲ „interdisziplinäre Kooperation“ und „Doppelmoderation“;
- ▲ „geschlechterdifferenzierende Sprache“;
- ▲ Einführung von „Identifikationsfiguren für Männer“ und „in Männerseminaren auch Frauenthemen behandeln“;
- ▲ „beim Praxisbezug immer die unterschiedliche Wirkung auf die Geschlechter“ einbeziehen;
- ▲ „Gendertraining für Professoren und Professorinnen als interdisziplinäres Muss und für Studierende ab erstem Semester“;
- ▲ „Einstellungstest zur Gendermotivation der Lehrenden“;
- ▲ die „Erhöhung des Männeranteils im Fachbereich Sozialwesen durch Quote“;
- ▲ „Werbung der Fachbereiche, um die einseitige Geschlechterrepräsentanz“ zu verändern, zum Beispiel an Männer gerichtete Werbung „Werden Sie Sozialwesen!“

In der Diskussion wird deutlich: Während sich die Studentinnen in die männlichen Studenten im „Frauenstudium“ einfühlten, interessierten sich die Männer nicht für die Situation der Studentinnen. Das stellen sie selbstkritisch fest: „Wir haben uns keine Gedanken darüber gemacht, wie eine gerechte Lehre für Frauen aussehen könnte.“ Insgesamt bilden die Vorschläge zur geschlechtergerechten Lehre ein umfassendes hochschuldidaktisches Repertoire und spiegeln präzise Beobachtung und ein kritisches Veränderungspotenzial wider.³

In der folgenden Übung setzen sich die Studierenden paarweise mit dem Frauen- beziehungsweise Männerbild auseinander, welches durch die Mutter oder durch den Vater vermittelt wurde. Gefragt wurde nach den Ansichten über das andere Geschlecht, die in der Erziehung transportiert wurden, und danach, ob es Merkmale und Eigenschaften gäbe, die als Mann oder Frau erstrebenswert seien und welche nicht. Ich zitiere aus den Antworten nur die, welche die Geschlechteridentität ansprechen: „Eigenschaften sind für mich nicht geschlechtsspezifisch. Ich stelle mir eher die Frage: Wie fühle ich mich als Mensch“, „Ich sehe mein Gegenüber nicht als Geschlecht, sondern als Mensch“, „Männer und Frauen sehe ich nicht als Geschlecht, sondern als Personen“, „Was ist schon typisch weiblich? Ich muss erst einmal die Grundsatfrage für mich klären, wer ich bin“. Die Antworten lassen sich unterschiedlich interpretieren: Ist die Betonung auf den Menschen ein Zeichen für Geschlechterblindheit? Oder spiegelt sie das Bedürfnis, das bipolare System der Zweigeschlechtlichkeit (welches in der Fragestellung liegt) aufzubrechen? Unabhängig von der Antwort spiegeln sich in den Beiträgen wichtige Suchbewegungen, in denen die Mehrdimensionalität von Gender kenntlich wird. Die folgende Aufgabe soll in dieselbe Richtung gehen.

Die Aufgabe zur Selbst- und Fremdwahrnehmung – in geschlechtergetrennten Gruppen – hat das Ziel, die eigene (meist unbewusste) Sicht auf das andere Geschlecht bewusst zu machen, um diese Sicht möglicherweise zu korrigieren. Der Frauengruppe wird die Frage gestellt: „Was ist schön daran, ein Mann zu sein?“, die Männergruppe soll auf die Frage antworten: „Was ist schön daran, eine Frau zu sein?“ Die Einschätzungen werden im Plenum von der anderen Gruppe kontrolliert und mit Symbolen bewertet: Die Blume bedeutet Zustimmung, ein schwarzer Punkt symbolisiert Zweifel und ein Fragezeichen falsch. Ich zitiere nun die vermeintlichen Geschlechtervorteile, wobei die Bewertung der jeweiligen Kontrollgruppe in Klammern erscheint. Die Studentinnen finden im Mann-Sein viele Vorteile:

- ▲ finanzielle Besserstellung und ein Mehr an Macht und Prestige (zugestimmt),
- ▲ mit weniger Aufwand höhere Ziele erreichen zu können (zugestimmt und fraglich),
- ▲ männliche Aufmüpfigkeit ist akzeptiert und erwünscht (zugestimmt und fraglich),
- ▲ nicht zur Reproduktion der Arbeitskraft der Frau beitragen zu müssen und keinen Haushalt zu führen (falsch),
- ▲ keiner sexuellen Ausbeutung (Sexhandel, Prostitution) ausgeliefert zu sein und weniger die Opfer als vielmehr die Beschützerrolle einzunehmen (falsch),
- ▲ ein Macho sein zu können, Sex en masse zu haben (falsch) und nicht als „Schlampe“ definiert zu werden, viele Frauen abschleppen zu können und dafür Anerkennung zu bekommen (zugestimmt),
- ▲ Emotionen besser kontrollieren zu können und im richtigen Moment rational zu sein, Stärke und Kraft (zugestimmt),
- ▲ keine Menstruationsbeschwerden haben, im Stehen „pinkeln“ (zugestimmt).

Die Studenten finden im Frau-Sein folgende Vorteile:

- ▲ ein Kind bekommen und eine engere Beziehung zum Kind haben zu können (fraglich, zugestimmt),
- ▲ Quotenregelung, Wehrdienstfreiheit und Bekleidungsfreiheit (zugestimmt),
- ▲ Schwächen und Emotionen haben und zeigen zu können sowie eher intim sein zu können (zugestimmt),
- ▲ keinen Umwerbungsknigge zu brauchen (fraglich),
- ▲ einen Orgasmus vortäuschen zu können (fraglich),
- ▲ Frauen mit gleichgeschlechtlichen Beziehungen sind besser akzeptiert (fraglich, zugestimmt),
- ▲ zu Multi-Tasking fähig (zugestimmt),
- ▲ „nicht täglich rasieren müssen“ (falsch).

Diese Antworten laden ein, ausführlicher kommentiert zu werden: Einerseits sprechen viele der Zuschreibungen für ein bipolares Rollenverständnis (Beschützer- und Eroberungsrolle versus Mutterrolle). Der Blick auf den Körper des anderen ist ebenfalls sehr traditionell (männliche Stärke, weibliche Emotionalität, Reproduktionsfähigkeit, Menstruation). Andererseits werden im Kontrollgang tradierte Geschlechterannahmen berichtigt. So sehen die Studenten „Kinderkriegen“ als Privileg, die Studentinnen dagegen verweisen auf die Geburtsschmerzen. Während die Frauen das Macho-Sein (unter den negativen Folgen sie vermutlich zu leiden haben) vorteilhaft finden, sehen die vermeintlichen Nutznießer darin keinerlei Vorteil. Bei dem angesprochenen Vorteil, dass Frauen einen Orgasmus vortäuschen könnten, fragt sich, ob sich hier der Wunsch spiegelt, dass

auch Männer gerne Potenzstörungen verschleiern würden, oder ob sich hier vielmehr ein allgemeiner Potenzdruck zeigt? Die Studenten sehen Vorteile darin, dass bei Frauen Schwäche erlaubt sei, dass sie „intim“ sein dürften, keinen Kleiderzwang hätten, keiner „Umwerbungsnorm“ unterworfen und die gleichgeschlechtlichen Beziehungen von Frauen akzeptierter seien als die von Männern. Solche Äußerungen verraten sowohl Normenkritik und Distanz sowie eine gewisse soziale Sehnsucht. Ebenso verraten die angesprochenen Themen wie Gewalt im Geschlechterverhältnis, die ungerechte Verteilung von Macht-, Prestige- und Finanzressourcen ein kritisches Geschlechterbewusstsein. Ich bewerte den Fragebogen insgesamt als ein gutes Instrument, Vorverständnisse und Vorurteile bewusst zu machen, sie zu korrigieren und zu dekonstruieren. Die unmittelbare Überprüfung erweist sich als didaktisches „Pfund“. Durch sie erscheint die Genusgruppe nicht als „homogene Großgruppe“. Das Ziel, viele Differenzen innerhalb einer Gruppe zu erkennen, wird hier partiell erreicht. Die Vielfalt zeigt sich in den kontroversen Ansichten, und gängige Geschlechterannahmen lassen sich nicht mehr aufrecht erhalten.

Das Rollenspiel „Apfelübung“ ist dem Trainingsbuch von Gitta Mühlen-Achs (1998) entnommen. Ziel ist auch hier, unbewusste Geschlechterinszenierungen deutlich zu machen. Das szenische Spiel wird im ersten Durchgang von einem gegengeschlechtlichen und im zweiten von einem gleichgeschlechtlichen Paar durchgeführt. Folgende Regel gilt: Eine oder einer besitzt einen Apfel, die oder der „Besitzlose“ will den Apfel haben. Drei Strategien stehen zur Verfügung, um das Ziel zu erreichen:

▲ In der Unterwerfungsstrategie kann gebeten oder gefleht werden, damit wird die besitzende Person mächtig gemacht. Gewinnt die oder der Flehende den Apfel, geht das auf Kosten des Status der mächtigen Person.

▲ In der Dominanzstrategie wird gefordert, gedroht oder erpresst. Beim Kampf um die überlegene Position kann sich die oder der andere wehren, doch das Klima ist vergiftet.

▲ In der Tauschstrategie wird zwischen Gleichwertigen verhandelt. Die Art der Verhandlungsführung entscheidet über den Erfolg.

Nach einem Spieldurchgang, in dem die Strategien angewendet werden, tauscht das Paar die Rollen.

Erfahrungen der Frauenpaare: Bei der Unterwerfungsstrategie berichten einige vom schnellen Erfolg trotz unangenehmer Gefühle. Unterwerfung sei besonders *gegenüber Frauen* schwierig. Eine betont:

„Ich bitte normal um Sachen, aber unterwerfe mich doch nicht!“ Hingewiesen wird darauf, dass eine große Frau schwerlich „unterwürfig“ sein könne, die drohende Haltung sei da besser. Die Dominanzstrategie ist für die eine „lustig“, für die andere zu „heftig und ungerechtfertigt“ und für die Dritte ist sie nicht anwendbar, denn sie fände keine Worte. „Ich konnte ihr gegenüber nicht dominant sein, eher freundschaftlich“. Zur grundsätzlichen Frage: „Warum stellt sich da jemand über mich?“ lautet die Antwort: „Dazu gibt es keinen Grund“. Die Dominanzstrategie wird als nicht funktional beschrieben: „... wir haben uns gegenseitig hochgeschaukelt, und keine wollte klein begeben, das wäre irgendwann eskaliert“. Die Dominanz unter Frauen sei problematisch, zwischen Frauen herrsche eher „Gleichwertigkeit“. Bevorzugt wird die Tauschstrategie: „Das ist ein Weg durch die Mitte, das entspricht eher meinem Wesen, Kompromisse zu schließen. Da nehme ich anderen nichts weg.“

Erfahrungen der Männerpaare: Die Dominanz unter Männern sei „gut“, wobei Erpressen erfolgreicher sei als „Beleidigen und Bösewerden“, das könne man nicht ernst nehmen. „Angriff, sich wehren, das gehört für einen Mann dazu.“ Männerstreit sei normal, Männer „kloppen sich und gehen danach zusammen einen trinken. Aber wenn Frauen hassen, dann hassen sie richtig“. Die Unterwerfungsstrategie wird als „zwischen Männern ungewöhnlich“ und unangenehm beschrieben und die Tauschstrategie kontrovers beurteilt. Der eine findet es schwer, zu überzeugen, der andere bevorzugt den Konsens: „Da habe ich mich auf einer Ebene mit ihm gefühlt.“

Erfahrungen der zweigeschlechtlichen Paare: „Bei uns war die Verteilung klischeehaft. „Sie war bei der Unterwerfung erfolgreich und ich bei der Dominanz. Ich hatte bei der Unterwerfung klare Grenzen. Ich hatte mit der Dominanzstrategie angefangen, habe dann zum Tausch gewechselt, und die Unterwürfigkeit ist dann auch in Verhandlung übergegangen“. „Bei uns wurde die typische Verteilung spontan vollzogen, der Erfolg ist eher vorauszusehen. Der Tausch war erfolgreich. Meine Unterwürfigkeit hat mich mehr berührt als ihre. Ihr Zappeln hat mir Spaß gemacht.“ Ein Student: „Beim Mann steckt die Dominanz so drin, dass er das starke Geschlecht ist und das Weib schwach ist.“ Dagegen sei die männliche Unterwerfung gegenüber einer Frau problematisch: „Sich selbst klein machen, und das noch gegenüber Frauen!“ In der Plenumsdiskussion bewerten die Männer die Dominanzstrategie gegenüber einer Frau als „normal“ und begründen das kulturell und essenzialistisch. Die Erfahrungen der Studentinnen, gegenüber

einem Mann dominant zu sein, sind unterschiedlich. Eine hat ihren Partner „gut erpressen“ können, gegenüber ihrer Partnerin hat sie dagegen eher Strategien wie „Gezicke und schlechte Sachen über jemanden erzählen“ angewendet. Eine andere wollte bei der Partnerin nichts „erzwingen“, bei einem Mann dagegen war das leicht. Eine Dritte sagte: „Ich mag nicht dominant sein, egal ob bei Mann oder Frau.“ Die Studentinnen differenzieren auch bei der Unterwerfung gegenüber einem Mann: diese könne „trotz unguter Gefühle“ auch „Mittel zum Zweck“ sein, ebenso wie das Umschmeicheln und Verführen. Umgekehrt wirke der ritualisierte Kniefall des Mannes mit dem Blumenstrauß sofort.

Die studentischen Äußerungen laden zu vielen Interpretationen ein. Ich beschränke mich auf das mir Augenfällige. Offensichtlich spiegelt sich in der Bewertung der Studenten zur männlichen Dominanz die gesellschaftliche Vorgabe, dass ein Mann sich durchsetzen und sich wehren können muss, keinesfalls Opfer sein darf. Die kontroversen Einstellungen der Studentinnen zur Dominanz dagegen zeigen, dass die Koppelung Frau-Dominanz historisch weit weniger festgezurr ist. Ich beurteile die Apfel-Übung insgesamt als produktiv. Der Wechsel zwischen der gegen- beziehungsweise gleichgeschlechtlichen Spielbesetzung ermöglicht unterschiedliche Erfahrungen mit derselben Strategie. Damit wird die Wirksamkeit von Gender bewusst und das biologistische Vorverständnis fragwürdig. Ein Zwischenfazit ist:

- ▲ Die gegengeschlechtliche Paarkonstellatation ruft leichter stereotype Handlungen ab, der traditionelle „Code“ zwischen Frau und Mann setzt spontan ein.
- ▲ Die Dekonstruktion von Gender gelingt eher im gleichgeschlechtlichen Paar.

In der *Abschlussphase* werden Anfangsfragen nach Befürchtungen und Erwartungen als Mittel der Evaluation genutzt. Die studentischen Erwartungen deckten sich zum großen Teil mit unseren Zielen, die Befürchtungen trafen dagegen nicht ein. Die meisten Bewertungen sind positiv, manche aber auch kritisch. Erwartet wurden Informationen, Hintergrundwissen, Erkenntnisse, Reflexion über die eigene Rolle, Bewusstmachung, Männerforschung, Abbau von Klischees, Informationen über Rollenkonstruktionen, Gender Mainstreaming in der Praxis, Übungen für die praktische Arbeit. Befürchtet wurden Blamage, Schuldzuweisungen, Einseitigkeit, peinliche Situationen, verletzende Diskussionen, Streitigkeiten, Geschlechterkampf, Frauenpropaganda. Solche Befürchtungen spiegeln das soziale Risiko, welches Studentinnen und Studenten bei einem Gendertraining eingehen.

Kritisiert wird wenig: „Manche Impulse hängen noch in der Luft, Weiterführung und Vertiefung haben gefehlt, Übungen sollten genauer erklärt werden, wie-so wir das machen.“ Für die einen gibt es zu viele Informationen, für andere waren die Inhalte oft schon bekannt. Gelobt wird viel, speziell die Didaktik: „der Wechsel von Information und Übung, die Unterhaltbarkeit, die guten Erfahrungen in der geschlechtshomogenen Gruppe und dann ... in der gemischtgeschlechtlichen Gruppe“. Gelernt worden sei zu hinterfragen, wahrzunehmen, zu erkennen, was die andere Seite denkt, nachzuempfinden, wie die weibliche Psyche ist, auf Signale zu achten, falsche Bilder abzulegen. Insgesamt sei es zu einer Blickerweiterung gekommen, und der kritische Blick sei geschärft worden. Es habe eine Geschlechtersensibilisierung und ein „Abbau von Vorurteilen“ stattgefunden. Das Training habe „neue Impulse“ vermittelt „die weitere Suche nach Chancengleichheit sei angeregt“ und „das Thema wird noch weiter beschäftigen“. Sehr weit greifen Äußerungen wie „Ich habe ein neues Gesellschaftsverständnis bekommen“, „Mein Menschenbild hat sich verändert“.

Wenngleich ich diese euphorische Einschätzung nicht teile, komme ich nicht zuletzt auf der Grundlage der Qualitätskriterien von *Kaschuba* auch zu einer positiven Einschätzung: Für die Mehrdimensionalität der Kategorie Geschlecht wurde sensibilisiert, die Erfahrungen der Teilnehmenden wurden einbezogen, relevante Wissensanteile vermittelt sowie der genderdifferenzierende Blick geschärft. Durch die sofortige Überprüfung von Stereotypen wurden Polarisierungen brüchig. Es wurde die Einsicht vorbereitet, dass Gender zwar da ist, aber auch gemacht beziehungsweise reproduziert wird, also auch veränderbar ist. Viele Kommentare spiegeln die gedankliche „Deonstruktion“.

Erreicht wurde aus meiner Sicht, dass die „Institution“ Gender mit einigen Geschlechterarrangements bewusster wurde. Angesichts des damit verbundenen Differenzdilemmas stimme ich *Lorber* (2002, S. 52) zu: „Das erste und oberste Paradox von gender ist, dass die Institution, ehe sie abgebaut werden kann, erst einmal ganz sichtbar gemacht werden muss“. Auch unsere didaktische Devise ist, dass nur das verändert werden kann, was bewusst ist, wobei die methodisch-didaktischen Widersprüche eines Gendertrainings bestehen bleiben:

- ▲ Die Gratwanderung ist, dass die gesellschaftlichen Unterscheidungen zwischen „männlich“ und „weiblich“ aufgedeckt und zugleich bipolare Wahrnehmungsmuster zerstört werden müssen.
- ▲ Die Genusgruppen dürfen nicht als homogene

„Großformationen“, im Sinne „die Frauen“ und „die Männer“ behandelt, sondern die vielen Unterschiede innerhalb einer Genusgruppe müssen sichtbar werden. Trotzdem muss die gesellschaftliche Sicht auf die bipolare Geschlechterordnung klar sein.

Ein Gendertraining muss Paradoxien deutlich machen, produziert diese aber auch selbst. Doch erweist sich diese Gefahr in der Praxis als nicht so groß wie befürchtet. Salopp ausgedrückt: Die Praxis ist besser als die Theorie. Meine Bewertung ist daher insgesamt optimistisch. Gendertraining will die hierarchische Ordnung zwischen den Geschlechtern verändern. Das ist gerade für einen Beruf mit emanzipatorischer Tradition, der zudem mit sehr unterschiedlichen Menschen und Geschlechterarrangement arbeitet, von zentraler Bedeutung. Die bipolare Geschlechterordnung ist zwar ein konstitutiver Bestandteil von Gesellschaft und zugleich die Voraussetzung unseres Denkens und Handelns. Aber diese Ordnung ist nicht starr, sie kann im Diskurs und in Handlungen reproduziert oder verändert werden. Ein Studium der Sozialen Arbeit soll zur Veränderung anleiten. Die Korrektur von hinaufgewordenen Geschlechterordnungen ist angesichts der immer differenzierteren sozialen Anforderungen dringend erforderlich. Bewusstmachung, Irritation und Veränderung können das starre Geschlechtergebäude in eine flexible Baustelle verändern. Hier können und sollen sich gerade sozial Arbeitende aktiv und genderkompetent einbringen.

Anmerkungen

- 1 Übersetzung durch Frau Belinda Dolega-Pappé, Berlin
- 2 Ich werde in Anlehnung an Krell von „Geschlechterunterscheidung“ anstatt von „Geschlechterunterschied“ sprechen, um das Aktive des Herstellungsvorgangs von Gender zu verdeutlichen.
- 3 Diese Anregungen wurden der Frauenbeauftragten, dem Dekan des Fachbereichs und dem Rektor zugesendet. Sie trugen mit dazu bei, dass der Konvent Genderkompetenz als eine der Schlüsselqualifikationen in die Lehre einbezog.

Literatur

Autorenkollektiv Pat-Ex: Die Ressource der geschlechtlichen Identität. In: Netzwerk Gender Training (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 71-88

Bauer, Ingrid: Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Geschlechtersensible Geschichtswissenschaft. In: Bauer, Ingrid; Neissl, Julia (Hrsg.): Gender Studies. Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung. Innsbruck 2002, S. 35-52

Berninghausen, Jutta: Gender Training zur interkulturellen Kompetenz – Überlegungen zu Gender Training, interkultureller Kommunikation und Managing Diversity. In: Netzwerk Gender Training (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 89-104

Blickhäuser, Angelika: Gender Training der Heinrich-Böll-Stiftung – ein Instrument zum Erwerb von Gender-Kompetenz. In: Netzwerk Gender Training (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 159-173

Burbach, Christiane; Schlottau, H. (Hrsg.): Abenteuer Fairness. Ein Arbeitsbuch zum Gendertraining. Göttingen 2001

Bullinger, Hermann: Zur Thematisierung von Männlichkeit im Studium Sozialer Arbeit. In: Spieß, Gesine; Rentmeister Cillie (Hrsg.): Gender in Lehre und Didaktik. Frankfurt am Main 2003, S. 81-86

Czollek, Leah Carola: Differenzen und Pluralismus in Gender Trainings. In: Netzwerk Gender Training (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 105-116

Ewert, Christel; Dragestein, Bernd: Gender-Training: Position beziehen – Begegnungen erleben. In: Burbach, Christiane; Schlottau, Heike (Hrsg.): a.a.O. 2001, S. 62-66

Holzleithner, Elisabeth: Von der Gleichheit aller Bürger zum Gender Mainstreaming – ein Paradigmenwechsel. In: Bauer, Ingrid; Neissl, J. (Hrsg.): a.a.O. 2002, S. 17-33

Kaschuba, Gerrit; Löchele, C.: Gender Training. Ein Ansatz zur Qualifizierung. In: Geschlechter – Perspektiven – Wechsel. Impulse zur Bildungsdiskussion; Dokumentation Gender Fachkongress Stuttgart 12. Juni 2002, S. 46-51

Kaschuba, Gerrit: Gender Training: Feministische Erbschaft mit Verantwortung? In: Netzwerk Gender Training (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 57-70

Krell, Gertaude (Hrsg.): Chancengleichheit durch Personalpolitik. Gleichstellung von Frauen und Männern in Unternehmen und Verwaltungen. Wiesbaden 2004, S. 75-92

Knapp, Gudrun Axeli: Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion: Vom Nutzen theoretischer Ansätze der Frauen und Geschlechterforschung für die Praxis. In: Krell, Gertaude (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 151-159

Lorber, Judith: Gender-Paradoxien. Opladen 1999

Minow, Martha: Adjudating Differences: Conflicts Among Feminist Lawyers. In: Hirsch, Marianne; Fox Keller, Evelyn (Hrsg.): Conflicts in Feminism. New York 1990, S. 149-163. Zitiert nach Gudrun Axeli Knapp, Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion. Freiburg im Breisgau 1992

Morell, Saskia: Das Thema Heterosexualität im Gender Training. Eine queere Sicht auf die Praxis von Gender Trainings. In: Netzwerk Gender Training (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 105-116

Mühlen Achs, Gitta: Geschlecht bewusst gemacht. Körper-sprachliche Inszenierungen – Ein Bilder- und Arbeitsbuch. München 1998

Netzwerk Gender Training (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse bewegen. Erfahrungen mit Gender Training. Königstein/Taunus 2004

Seager, Joni (Hrsg.): Fischer Frauen-Atlas. Frankfurt am Main 1998

Spieß, Gesine: Das Wagnis, Gender Studien zu lehren. In: Spieß, Gesine; Rentmeister, Cillie (Hrsg.): a.a.O. 2003, S. 25-40

Spieß, Gesine; Rentmeister, Cillie (Hrsg.): Gender in Lehre und Didaktik. Frankfurt am Main 2003

Winter, Reinhard: Muss Gender trainiert werden? In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis 3/2004, S. 283-296

Ralph-Christian Amthor

wird die Vergangenheit von Erzieherinnen, Kinderpflegerinnen, Heilerziehungspflegern oder Heilpädagogen nur wenig hinterfragt. Bei näherem Hinsehen zeigt sich dieser unkritische Umgang mit der Berufsgeschichte aber auch in der Sozialen Arbeit selbst: So nehmen geschichtliche Zusammenhänge in der Ausbildung an Fachschulen, Fachakademien und Berufsfachschulen heute nur eine Randstellung ein.

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung scheint selbst auf Fachhochschulebene nur wenig gegeben, weil das Fach „Geschichte der Sozialen Arbeit“ im Rahmen des Sozialarbeit- und Sozialpädagogikstudiums üblicherweise lediglich mit einem einzigen, wenige Unterrichtsstunden umfassenden Lehrangebot abgedeckt wird, dessen Inhalte zudem – da im Grundstudium angesiedelt – nach bestandener Prüfung schon bald wieder in Vergessenheit geraten.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit erscheint derzeit als ein notwendiges Übel und liegt qualitativ oftmals weit unter der Wissensvermittlung an allgemein bildenden Schulen. So resümiert *Christoph Sachße* zur historischen Forschung in der Sozialen Arbeit: „Bislang ist die volle Integration der Geschichte des Faches weder in der Forschung noch in der Ausbildung gelungen. Die Geschichte der Sozialarbeit hat in der akademischen Sozialarbeit selbst eher randständige Bedeutung“ (*Sachße* 1999, S. 146). Bezüglich der nationalsozialistischen Vergangenheit wird die akademische Lehre damit zwangsläufig zum festen Bestandteil gesamtgesellschaftlichen Verdrängens und Verleugnens. Das Nichtthematisieren der eigenen Berufsgeschichte innerhalb der Ausbildung hat nicht nur zur Folge, dass sich berufliche Identität in der Sozialen Arbeit nur unzureichend entwickeln kann. Den Absolventinnen und Absolventen wird suggeriert, dass die Rolle sozialer Berufe während der nationalsozialistischen Herrschaft eine unwesentliche war. Dass es sich hierbei allerdings um eine Missdeutung handelt, soll nachfolgend mit einigen Beispielen in Erinnerung gerufen werden.

Fröbel als „völkisch-politischer Erzieher“ – die Kindergärtnerin

Der Beruf der Erzieherin als typischer Frauenberuf ist zweifellos das „historische Flaggschiff sozialpädagogischer Ausbildung in Deutschland“ (*Behr* u.a. 1999) und „der soziale Beruf“ schlechthin. Der Erzieherinnenberuf ist nicht nur die am weitesten verbreitete soziale Berufsausbildung der Gegenwart, sondern weist auch die längste geschichtliche Entwicklung auf, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zurückreicht. Speziell im Vorschulbereich, der in Deutschland seit mehr als zwei Jahrhunderten –

im Gegensatz zu vielen anderen Ländern – der Kinder- und Jugendhilfe und damit der Sozialen Arbeit zugeordnet wird, setzte sich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts die auf den Pädagogen *Friedrich Fröbel* (1782-1852) zurückgehende Bezeichnung „Kindergärtnerin“ durch. Welche Rolle spielte dieser Beruf nun während der Zeit des Nationalsozialismus?

Der Beruf der Kindergärtnerin war bereits vor 1933 etabliert und hatte einen klar umrissenen Tätigkeitsbereich. Nach 1933 wurde der Kindergarten sehr schnell zum festen Bestandteil der nationalsozialistischen Ideologie, an die bereits die Kleinkinder herangeführt werden sollten. „Besonderes Gewicht hatte der Kindergarten darauf zu legen“, so berichtet *Metzinger* zum Führerkult in der Vorschulerziehung, „bei den Kindern eine emotionale Bindung zum Führer zu erzeugen. Die Kindergärtnerin sollte den Tag mit einem Gespräch über den Führer beginnen, um die ‚Herzen der Kleinen‘ auf ihn zu richten und damit ‚Liebe, Ehrfurcht und Treue in der Kinderseele‘ wachsen zu lassen. Eine Beteiligung der Kinder bei der Hissung und beim Einziehen der Hakenkreuzfahne, gebetsähnliche Sprüche und Lieder, sowie die Gestaltung nazistischer Fest- und Feiertage stellen weitere erwünschte Gelegenheiten dar“ (*Metzinger* 1993, S. 126 f.). Während die Entwicklung intellektueller Fähigkeiten eine untergeordnete Rolle spielte, legte der nationalsozialistische Kindergarten durch Turnen, Gymnastik, sportliche Wettkämpfe und Wett- und Kampfspiele hohen Wert auf körperliche Ertüchtigung. Dabei wurde bereits im Kindergarten auf eine strikte Rollendifferenzierung zwischen den Geschlechtern geachtet.

Obwohl im Vorschulbereich bislang konfessionelle Träger dominiert hatten, sollte sich dieses Übergewicht in den darauf folgenden Jahren entscheidend verändern: Für die „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“ (NSV), dem neu gebildeten Wohlfahrtsverband des NS-Staates, war gerade der Kindergartenbereich, neben anderen einschlägigen Institutionen, angesichts der zentralen Bedeutung des Erziehungsgedankens in der damaligen Ideologie überaus attraktiv. Dabei muss berücksichtigt werden, dass im Mittelpunkt der NS-Sozialpolitik nicht mehr die Förderung von in Not geratenen Individuen, sondern vielmehr die Stärkung des Volkes als Ganzes, die Herstellung eines „gesunden Volkskörpers“ stand. Das Ziel der Reinhaltung von „wertvollen kulturschaffenden Rassen“, an deren Spitze der „Arier“ stand, führte zu einem Prozess der Auslese „minderwertiger fremder Rassen“, der mit einem breit gefächerten Spektrum von Maßnahmen umgesetzt wurde und insbesondere jüdische Mitbürgerinnen und Mit-

bürger zunehmend aus Staat, Gesellschaft, der damaligen Sozialen Arbeit wie auch dem Vorschulbereich ausgrenzte.

Der Stellenwert der Kindergärtnerin während der nationalsozialistischen Zeit zeigt sich auch daran, dass die Berufsausbildung rasch durch zentralstaatliche Instanzen geregelt wurde. Dies betrifft einerseits die so genannten „Säuberungen“ in allen Ausbildungsstätten nach der Machtübernahme; sie führten dazu, dass unerwünschte und vor allem jüdische Lehrkräfte und Schülerinnen die Einrichtung verlassen mussten oder verfolgt wurden. Dies bezieht sich aber auch auf die weitere Ausgestaltung der Ausbildung: So wurden gemäß einer Vereinbarung zwischen dem Hauptamt für Erzieher und dem Hauptamt für Volkswohlfahrt im Jahr 1936 Schulungen für sämtliche soziale Berufe angeordnet, um „eine einheitliche Ausrichtung der weltanschaulichen und fachlichen Erziehung und Ausbildung der sozialpädagogischen Kräfte zu gewährleisten“ (Hilgenfeldt; Wächtler 1936). Ein Jahr später bestimmte das Hauptamt für Erzieher Richtlinien in einem umfangreichen „Lehrplan für die Ausbildung der Kindergärtnerinnen“, und 1942 wurden schließlich die unterschiedlichen Ausbildungsgänge der Länder durch einen Erlass des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung für das gesamte Deutsche Reich vereinheitlicht.

Bereits 1941 hatten das Hauptamt für Volkswohlfahrt und die Reichsfrauenführung den Stoffplan zur so genannten „Erb- und Rassenpflege“ für angehende Kindergärtnerinnen konkretisiert: Dieser hatte zur Aufgabe, auf der „Grundlage der nationalsozialistischen Weltanschauung und Menschauffassung zu erziehen. Ausgehend von der Weckung des Grundgefühls für die natürliche Gebundenheit des Menschen an Blut und Boden, Familie, Sippe, Rasse, Volk soll es hinführen zu den großen rassenpolitischen Fragen um die Erhaltung und Pflege der Lebenskraft des Volkes. Darauf sollen möglichst anschaulich die mütterlichen Aufgaben erwachsen, denen jede Frau als Hüterin und Erzieherin der kommenden Generationen in einer verantwortungsbewußten gesunden Lebensführung und Kindererziehung zu dienen hat“ (Vorländer 1988, S. 439).²

„Der rastlose Wille zur Erneuerung“ – die Volkspflegerinnen

Neben der Erzieherin ist der heutige Beruf der Sozialarbeiter, Sozialarbeiterinnen, Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen mit Fachhochschulausbildung ein weiterer typischer sozialer Beruf, dessen historische Wurzeln bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu-

rückreichen. So wurde um 1880 die Ausbildung zur „Jugendleiterin“ initiiert und über Jahrzehnte hinweg als Zusatzausbildung für berufserfahrene Kindergärtnerinnen angeboten. Des Weiteren lässt sich die gesonderte Berufsausbildung von Männern festhalten, die sich während der Weimarer Zeit auf breiter Basis entwickelte und mit dem Wirken *Johann Hinrich Wicherns* sogar auf das Jahr 1836 zurückdatiert werden kann. Als dritte historische Wurzel, auf die nachfolgend vertiefend eingegangen werden soll, lässt sich schließlich der Beruf der „Wohlfahrtspflegerin“ benennen, der sich ab 1893 durch die Berliner Mädchen- und Frauengruppe für soziale Hilfsarbeit begründete, durch die anschließende Errichtung von Sozialen Frauenschulen zu formieren begann und vor allem mit dem Namen *Alice Salomon* (1872-1948) verbunden ist.

Für Wohlfahrtspflegerinnen brachte der Beginn des Nationalsozialismus einschneidende Veränderungen: So wurde mit der „Volkspflegerin“ nicht nur ein anderer Berufstitel vorgegeben, sondern die gesamte Berufstätigkeit und der Ausbildungsbereich radikal umgestaltet und den Zielsetzungen der diktatorischen Machthaber unterworfen. Nichtkonforme Schulen wurden geschlossen und wichtige Persönlichkeiten sowie Lehrende der damaligen Sozialen Arbeit verfolgt. Dies beeinflusste die weitere Entwicklung dieses sozialen Berufes nachhaltig. Gleichwohl lässt sich eine offene Bereitschaft nachweisen, die nationalsozialistische Ideologie zu übernehmen: „Die Nationale Erhebung und die staatlichen Umwälzungen vom Jahre 1933 haben in den sozialen Frauenschulen, die immer zeit- und lebensnah sein wollten, einen starken Widerhall gefunden“, berichtete eine Dissertation zur geschichtlichen Entwicklung der deutschen Frauenschulen für Volkspflege im Rahmen des weiblichen Bildungswesens, in der besonders hervorgehoben wurde: „Die Schulen nahmen lebhaften Anteil am sozialen Aufbauprogramm des neuen Staates und halfen vielfach im Winterhilfswerk mit“ (Glaenz 1937, S. 54).

Die neue Stellung und Aufgabe von Wohlfahrtspflegerinnen umriss *Elisabeth Nitzsche* (1888-1964), Direktorin der Sozialen Frauenschule der Inneren Mission in Berlin und Vorsitzende des Reichszusammenschlusses der staatlich anerkannten Schulen für Volkspflege im Jahr 1933, wie folgt: „Es ist wohl heute allen denen, die mit der Wohlfahrtspflegerin zu tun haben, ganz klar, daß hier eine Armee für den Aufbau unseres Volkes zur Verfügung steht, auf die man sich fest verlassen kann ... Sie sieht ihre Arbeit eingebaut in einem Staat, der die Zügel kräftig in die Hand genommen hat. Sie sieht, wie eine ernst-

hafte Sozialpolitik, eine gesunde Arbeitsbeschaffung und ein rastloser Wille zur Erneuerung des ganzen Lebens am Werk ist“, formulierte sie in der „Deutschen Zeitschrift für Wohlfahrtspflege“ und führte weiter aus: „Wir denken an die Fragen der Erbpflege, an die Fragen der Verhütung des erbkranken Nachwuchses und vieles andere. Die Fürsorgerin wird mit auferufen als Hüterin der Zukunft des deutschen Volkes; sie muß in der Gegenwart mit klarem Wissen und mit der Ehrfurcht vor den herben Forderungen des Volkslebens dem Staat und dem Volk wahrhaft treue Dienste leisten“ (Nitzsche 1933, S. 377 ff.).

Nach der Machtergreifung galten die bestehenden Ausbildungsregelungen zunächst weiter, andere Regelungen ergänzten sie, um eine Anpassung an die neuen politischen Verhältnisse und das nationalsozialistische Gedankengut zu gewährleisten. Ab 1933 wurde „nicht arischen“ Bewerberinnen und Bewerbern der Zugang erschwert und von einer besonderen Genehmigung abhängig gemacht, schließlich gänzlich versagt. In Preußen kamen den „Übergangsbestimmungen für die Gestaltung des Unterrichts an den sozialen Frauenschulen“ von 1934 eine besondere Bedeutung zu, weil sie neue Leitlinien vorgaben: „I. Aufgabe der nationalsozialistischen Volkspflege-rin ist: in ihrem Arbeitsbereich durch helfende Tat und durch tatkräftige Anleitung zu Selbsthilfe und Nächstenhilfe ein frohes Bewußtsein zu wecken, daß alle Deutschen nunmehr in einer echten Volks- und Schicksalsgemeinschaft zusammenstehen. II. Die grundlegende Aufgabe der nationalsozialistischen Frauenschulen für Volkspflege ist daher, die Schülerinnen fest zu verwurzeln im Nationalsozialismus und sie aus nationalsozialistischer Geisteshaltung zu einheitlicher und eindeutiger Lösung der volkspflegerischen Aufgaben zu führen“ (Glaenz 1937, S. 55).

Damit war, wie auch bei der Ausbildung von Kindergärtnerinnen, die ideologische Ausrichtung Kern der Berufsausbildung. Rassenkunde, Rassengeschichte, Adolf Hitler und die Geschichte der NSDAP, Deutsche Volkskultur oder Erbgesundheitspflege wurden feste Bestandteile des Lehrplans. Mit der preußischen Neuregelung, die zunächst lediglich vorübergehenden Charakter bis zur Aufstellung endgültiger Richtlinien haben sollte, veränderte sich die Ausbildung zu diesem sozialen Beruf grundlegend: „Stoffgebiete der bis 1934 geltenden Lehrpläne an sozialen Frauenschulen wie Sozialpolitik, Psychologie und Pädagogik sollten mit der ideologischen Umwertung der sozialstaatlichen Fürsorgeprinzipien zugunsten einer ‚völkischen Aufartung‘ durch nationalsozialistische Rassen- und Gesinnungspflege aufgegeben werden“ (Zeller 1987, S. 52).

Die Ausbildung zu diesem sozialen Beruf sollte nunmehr auf eine veränderte Berufspraxis vorbereiten, in der vor allem zuarbeitende Funktionen im Mittelpunkt standen: So waren Volkspflegerinnen als Hilfskräfte für Ärzte und Ärztinnen in die erb- und rassenpflegerischen Aktivitäten der Gesundheitsämter mit einbezogen und hatten widerspruchslos den Anweisungen des höheren Personals zu folgen. Die Ausbildung sollte aber auch reichseinheitlich geregelt werden, was allerdings bis 1945 nicht gelang. Des Weiteren sollten die Bestimmungen an das neue Berufsbild der Einheitsfürsorgerin angepasst werden, denn die Familie galt in der nationalsozialistischen Ideologie als Zentrum aller Bestrebungen der Volkspflege: „Ausgangspunkt aller fürsorgerischen Arbeit muß die Familienfürsorge sein. In der Familie sieht der Nationalsozialismus die Keimzelle des Staates. Erstrebt er eine wahre Volksgemeinschaft, so ist die Erziehung zur Familiengemeinschaft die erste Voraussetzung dazu“ (Althaus 1933, S. 22).³

„Überschäumende Begeisterung“ – Diakone und Diakonissen

Bei der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus überrascht es heute, wie aufgeschlossen sich Angehörige sozialer Berufe zumindest zu Beginn dem Faschismus gegenüber zeigten. Dies gilt insbesondere für christlich orientierte Berufe, allen voran für evangelische Diakone und Diakonissen, deren Handeln an religiösen Werten ausgerichtet ist – damals wie heute – hohe gesellschaftliche Wertschätzung erfährt. Historisch geht der Diakonissenberuf auf den evangelischen Theologen *Theodor Fliedner* (1800-1864) zurück, der in den 1840er-Jahren in Kaiserswerth wirkte und als „Erneuerer des apostolischen Diakonissenamtes“ in die Geschichte der Diakonie und Sozialen Arbeit einging, während die Diakone sich zwar zeitgleich entwickelten, aber auf den Theologen und Sozialpädagogen *Johann Hinrich Wichern* (1808-1881) zurückgehen. Zu Beginn der nationalsozialistischen Unkultur konnte die evangelische Diakonie damit bereits auf eine fast hundertjährige Geschichte zurückblicken.

Vor dem Hintergrund der stets als Enttäuschung empfundenen Weimarer Zeit sympathisierten evangelische Einrichtungen und Ausbildungsanstalten gerade während der ersten Jahre des Nationalsozialismus mit der neuen Regierung und waren gegenüber den politischen Veränderungen weitgehend offen. So berichtete die Karlsruher Oberin *Helene Zeller*: „Wir hatten unsern heiligen Auftrag an unser mit Liebe und oft mit Trauer umfasstes Volk, und wenn sich viele uns fremd stellten, wir standen mit-ten im Volk, evangelische Erziehungsarbeit kann ja

nicht hinter Klostermauern geschehen ... Da hat Gott eingegriffen, indem er unsrem Volk eine Zeitwende schenkte. Der nationale Umbruch durch die starke Hand des Führers griff auch bei uns ein. Willig, tapfer und freudig haben auch wir mitgeholfen in unsrem Kreise am großen Aufbau der Erneuerung" (*Zeller* 1935, S. 176), und schreibt dann schließlich: „Der Nationalsozialismus hat neue Hoffnung geweckt. Zwar ist er selbst ganz klar eine politische Erneuerungsbewegung des Volkes, keine religiöse, aber wir können nachweisen, daß sich NS-Gestaltungswille weitgehend mit Gottes heiligen Gesetzen in Übereinstimmung befindet, z.B. im Blick auf die zehn Gebote" (*ebd.*, S. 183).

Im Jahr 1933 schlossen sich die verschiedenen und konkurrierenden Diakonissenverbände zur „Diakoniegemeinschaft“ zusammen, die etwa 50 000 Schwestern umfasste. Als „Führerin“ stand diesem Zusammenschluss *Auguste Mohrmann* (1891-1967) vor, die der NSDAP und zahlreichen weiteren nationalsozialistischen Organisationen beigetreten war und bis 1945 deren Mitglied blieb. Die nationalsozialistische Machtergreifung wurde von den evangelischen Diakonissen mit – aus heutiger Sicht – völlig unverständlicher und geradezu überschäumender emotionaler Hingabe aufgenommen.

Im Gegensatz zum Vorschulbereich, zur Jugendarbeit oder Familienpflege war das Interesse der Nationalsozialisten an der Anstaltspflege sehr gering, weshalb diese auch weitgehend konfessionellen Trägern überlassen wurde: „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt wird die Sorge für alle Erbgesunden, die durch ihre Leistungsfähigkeit von Bedeutung für die Gesamtheit des Volkes sind, beanspruchen, während die Betreuung der Erbkranken und Asozialen aus dem Barmherzigkeitsmotiv heraus eine Aufgabe der kirchlichen Liebestätigkeit in Verbindung mit der Mindestleistungen gewährenden behördlichen Fürsorge sein wird" (*Althaus* 1937, S. 26). Allerdings darf in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden, dass hier die Ausbildung und Berufsausübung von nationalsozialistischem Gedankengut im erheblichen Maße durchtränkt waren, was sich wiederum sehr deutlich am Beispiel evangelischer Einrichtungen und Ausbildungsanstalten belegen lässt.

So kann auch auf Seiten der evangelischen Diakone eine fanatische Hinwendung festgehalten werden. 1933 richtete der neunte Diakonentag anlässlich des 100-jährigen Bestehens des „Rauhen Hauses“ in Hamburg folgenden Huldigungsgruß an *Adolf Hitler*: „Dem Führer unseres Volkes und Retter unseres Vaterlandes vor dem Untergang im Bolsche-

wismus senden 1000 Diakone, versammelt zur 100-Jahr-Feier der männlichen Diakonie und zum neunten Deutschen Diakonentage, namens der gesamten Deutschen Diakonenschaft das Gelöbnis alter deutscher Mannestreue und des Einsatzes aller ihrer Kräfte für den Aufbau und die Vollendung des Dritten Reiches" (*Weigt* 1933, S. 31). *Horst Schirmacher* (1892-1956), der damalige Direktor des „Centralauschußes für Innere Mission“ rief den Diakonen in geradezu herzerreißender Blasphemie zu: „Wir grüßen Euch alle als die SA Jesu Christi und die SS der Kirche, ihr wackeren Sturmabteilungen und Schutzstaffeln im Angriff gegen Not, Elend, Verzweiflung und Verwahrlosung, Sünde und Verderben... Der echte Nationalsozialist ist Protestant, und der echte deutsche Protestant ist Nationalsozialist" (*ebd.*, S. 80 f.).

Nachdem der unkritischen Begeisterung allmählich Ernüchterung wich, blieb auch die weitere Entwicklung der männlichen Diakonie im Nationalsozialismus zwiespältig, hier insbesondere in der Sozialen Arbeit in den Anstalten für psychisch Kranke, Behinderte und Suchtkranke. So wurden Fragen der Zwangssterilisation und Tötung „Minderwertiger“ und „die damit zusammenhängenden Fragen... in jeder Bruderschaft diskutiert. Abgesehen von einigen Ausnahmen stimmte man der staatlichen Gesundheitspolitik zu und wurde so zum Mordgehilfen. Gutgläubig, und dem Grundsatz obrigkeitlicher Unterordnung folgend, verriet man die anbefohlenen Kranken und Behinderten" (*Sutter* 1988, S. 51). In der „Treysaer Erklärung“ bekannte sich im Jahre 1946 die männliche Diakonie zu dieser Schuld: „Nicht wenige unserer Brüder sind zu der neuen Irrlehre mit ihrer gottlosen Weltanschauung übergelaufen. Sie haben ihre Erstgeburt im Reiche Gottes gegen das Linsengericht des Weltgeistes eingetauscht. Sie haben sich in verschiedenen Abstufungen gleichgeschaltet, um gottwidrigen Idealen zu dienen oder um die eigenen Zukunftsmöglichkeit auf dieser Erde zu sichern. Warnungen und Bitten, rechtzeitig vom falschen Wege abzulassen, fruchten kaum" (*ebd.*, S. 66).⁴

Weitere soziale Berufe im Nationalsozialismus

Am Ende der Weimarer Republik gab es neben den erwähnten Tätigkeiten noch viele weitere soziale Berufe innerhalb eines überaus vielfältigen und inhaltlich auf unterschiedlichen Schulebenen angesiedelten, hierarchisch gegliederten Ausbildungssystems, das bereits zu diesem Zeitpunkt nur mehr schwer zu überblicken war und große Ähnlichkeiten mit dem heutigen aufwies. So gab es im Vorschulbereich seit langer Zeit neben dem Beruf der Kindergärtnerin den der „Kinderpflegerin“, dem zwar tra-

ditionell stets die Erziehung von Kleinkindern in der Familie als Arbeitsfeld zugeordnet war, im Nationalsozialismus allerdings auf Grund des bereits erwähnten Ausbaus des Elementarbereichs sowie der erhöhten Arbeitstätigkeit von Müttern im Rahmen der Kriegsvorbereitungen wachsende Bedeutung zukam. Auch diese Berufsausbildung wurde im Jahr 1939 reichsweit als fester Bestandteil des Berufsfachschulwesens etabliert und interessanterweise in verschiedenen Bundesländern der Bundesrepublik Deutschland bis weit in die 1960er-Jahre hinein Gültigkeit behielt.

Während dieser Erlass keine ideologische Ausrichtung besaß, war die tatsächliche Ausbildung der angehenden „Kinderpflege- und Haushaltsgehilfinnen“ geprägt von der nationalsozialistischen Weltanschauung: „Die schicksalhafte Bedeutung der Vererbung einerseits, die Verantwortung des Erziehers andererseits sind Probleme, mit denen sich bereits die junge Kinderpflegerin auseinandersetzen muß. Die Erkenntnis, daß die Kinderpflegerin insbesondere auch auf dem Lande in starkem Maße in der Lage sein muß, gesundheitspflegerisch tätig sein zu können, ist bestimmend für die Behandlung dieser Fragen auf breiter Grundlage... Der größte Wert jedoch wird auf die praktische Arbeit in den NSV-Kindergärten, -Krippen und -Säuglingsheimen gelegt. Hier erleben die Schülerinnen die Verwirklichung der nationalsozialistischen Erziehungsidee: körperliche Ertüchtigung, Bildung des Charakters, Weckung der geistigen Anlagen, Erziehung zu Kameradschaftlichkeit der ihnen anvertrauten Kinder“ (*Schrank* 1939, S. 40).

Mit der „Jugendleiterin“ vervollständigt sich die Palette der Berufe in der Kleinkindererziehung. Es gab allerdings keine eigenständige Berufsausbildung zur Jugendleiterin, sondern vielmehr eine Zusatzausbildung für berufserfahrene Kindergärtnerinnen, die ihre Fachkenntnisse vertiefen und in die Verwaltungsarbeit als Vorbereitung für eine leitende Tätigkeit eingeführt werden sollten. Auch hier waren die Ausbildungsinhalte an den Jugendleiterinnenseminaren ganz erheblich ideologisch ausgerichtet. So wurde die Zugehörigkeit zu nationalsozialistischen Organisationen vorausgesetzt, wie sie beispielsweise in der Fachzeitschrift „Kindergarten“ Mitte der 1930er-Jahre beschrieben wurde: „Voraussetzung für die Aufnahme in eine sozialpädagogische Lehranstalt sollte bei der Ausbildung zur Kindergärtnerin und Hortnerin von jetzt an sein, daß diese möglichst vom 10. Lebensjahr ab der HJ – zuerst Jungmädel, dann als BDM-Mädel – angehört hat und daß sie auch während dieser Ausbildung die Arbeit im BDM in gewissem Umfang und in der rechten Weise fortsetzt. Für

die Ausbildung zur Jugendleiterin kommen folgende Umstände hinzu: a) der Arbeitsdienst wurde unterdessen durchlaufen, b) bisweilen ist die betr. Erzieherin inzwischen zur NS-Frauenschaft übergetreten, c) die werdende Jugendleiterin wird fast ausnahmslos bereits dem NSLB angehören, sehr oft außerdem der NSV“ (*Volkelt* 1936, S. 104).

Zur Rolle sozialer Berufe im Nationalsozialismus ließen sich viele weitere Beispiele aufführen, so zur Rolle von Familienpflegerinnen und Heimerziehern, nicht zuletzt auch zur Bedeutung der Hitlerjugend und deren ausgeklügeltem Schulungssystem für Jugendliche und junge Erwachsene als Vorbereitung für leitende Aufgaben und Positionen. Zuletzt sei an dieser Stelle auf entsprechende Aktivitäten an deutschen Hochschulen hingewiesen, zu denen ein Beitrag in der Zeitschrift „Nationalsozialistischer Volksdienst“ im Jahr 1937 einen Überblick gab: „Aus der Durchsicht der Vorlesungsverzeichnisse der deutschen Universitäten für das Wintersemester 1937/1938 ergibt sich die Feststellung, daß insgesamt an sechs deutschen Hochschulen Institute oder Seminare bestehen oder Vorlesungen abgehalten werden, die Wohlfahrtspflege und Fürsorgewesen als den Gegenstand ihrer Arbeit bezeichnen... Nur die Universität Berlin besitzt jetzt in dem neu errichteten Sozialwissenschaftlichen Institut für Volkswohl-fahrtspflege eine wissenschaftliche Lehr- und Forschungsstätte, die in unmittelbarer Arbeitsgemeinschaft mit der NS-Volkswohl-fahrt steht, die die finanzielle Trägerschaft übernommen hat und aus den Reihen ihrer Mitarbeiter Leitung und Dozenten stellt“ (*Betcke* 1937, S. 49 f.).

Dieses Institut wurde von der NSV errichtet, mit einem Erlass des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung 1937 der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Berlin angegliedert und von *Erich Hilgenfeldt* (1897-1945), dem damaligen Leiter der NSV, geführt. Das Lehrangebot richtete sich an die Hörenden aller Fakultäten und sollte insbesondere das Gebiet des Fürsorgerechts, der allgemeinen Wohlfahrtspflege und der Jugendhilfe abdecken und gewährleisten, dass in engster Zusammenarbeit mit dem Hauptamt für Volkswohl-fahrt die Ideologie der NSDAP auf die Wohlfahrtspflege der Weimarer Zeit übertragen wurde.⁵

Barbarei und Widerstand in der Sozialen Arbeit

Auch wenn entsprechende Inhalte bereits während der Weimarer Republik in die Wohlfahrtspflege mit einfließen, bedeuteten die Jahre nach 1933 für die weitere Entwicklung sozialer Berufstätigkeit ohne

jeden Zweifel einen radikalen Einschnitt mit weit reichenden Auswirkungen: Die Soziale Arbeit entwickelte sich von dieser Zeit an zu einem Element nationalsozialistischer Politik. Sowohl Angehörige sozialer Berufe als auch die Ausbildungsstätten selbst waren – weit verbreitet – Bestandteil des nationalsozialistischen Terrorregimes und infolgedessen mitverantwortlich für die Umsetzung nationalsozialistischen Gedankenguts, für Rassenhass und Auslese.

So stellte denn auch das „Handwörterbuch der Wohlfahrtspflege“ in der damaligen Zeit zu den sozialen Berufen fest: „Durch die Ausrichtung der gesamten Volkswohlfahrtspflege nach den Grundsätzen nationalsozialistischer Weltanschauung sind die sozialen Berufe in vorderster Front mit eingesetzt zur Erfüllung der großen Erziehungsaufgaben, die uns heute gestellt sind. Denn das muß jedem in der Volkswohlfahrtspflege Arbeitenden stets bewußt sein: welche Teilaufgabe er auch zu bearbeiten hat, in erster Linie ist seine Aufgabe Erziehungsarbeit! Soziale Arbeit verlangt stets den Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Nur wirklich Berufene sollten sich daher diesen Aufgabengebieten zuwenden, sei es nun der Arbeit der Kindergärtnerin oder Hortnerin, der Jugendleiterin, der Volkspflegerin oder des Volkspflegers“ (*Althaus; Betcke 1937/39, S. 964 f.*).

Nach dem heutigen Verständnis, das sozialen Berufen grundsätzlich eine ethisch positiv ausgerichtete und für die Klienten und Klientinnen der Sozialen Arbeit engagierte Haltung zuschreibt, erschüttert es zweifellos, dass Kindergärtnerinnen, Jugendleiterinnen oder Volkspflegerinnen und Angehörige anderer Sozialberufe zu jener Zeit das damalige System stützten, diesem zuarbeiteten und zu dessen Aufstieg beitrugen. Soziale Arbeit mutierte zur ideologisch ausgerichteten „Volkspflege“ am arischen, erbgesunden, leistungsfähigen und politisch angepassten Volksgenossen und dessen Familie. Die unterschiedlichen Formen der Berufsausbildung qualifizierten die Auszubildenden zur Selektion von so genannten „Staatsfeinden“, „minderwertigen fremden Rassen“ und „lebensunwertem Leben“, wie Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden, Sinti und Roma und Homosexuellen, aber auch von geistig, körperlich und psychisch behinderten und kranken Menschen. Alle während dieser Zeit erlassenen Ausbildungs- und Prüfungsverordnungen sowie die diversen anderweitigen Erlasse und Verfügungen dienten den ideologischen Zielsetzungen und waren Teil des Krieges, den *Adolf Hitler* und der nationalsozialistische Machtapparat sowohl nach außen gegen andere Staaten als auch nach innen im Deutschen Reich führte.

Die damalige Soziale Arbeit wurde rigoros den nationalsozialistischen Zielen unterworfen und in jeder Hinsicht bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Es kam zur Schließung oder Selbstauflösung wichtiger Einrichtungen, etwa der Berliner Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit, dem Berliner Verein Jugendheim oder der Arbeiterwohlfahrt, es kam zur „Säuberung“ und Gleichschaltung von Einrichtungen und Ausbildungsstätten. Jüdische und anders denkende Lehrende wurden entlassen, zur Emigration gezwungen oder verfolgt. Wie viele andere gesellschaftliche Bereiche, hatte auch die damalige Soziale Arbeit deshalb den Verlust an bedeutenden Persönlichkeiten zu verzeichnen, zu denen beispielsweise *Elisabeth Blockmann* (1892-1972), *Friedrich Siegmund-Schultze* (1885-1969), *Carl Mennicke* (1887-1959), *Curt Bondy* (1894-1972) oder *Anna von Gierke* (1874-1943) gehörten.

Stellvertretend für viele sei an dieser Stelle an *Alice Salomon* (1872-1948) erinnert, die der Sozialarbeit in Deutschland wesentliche Impulse gab: Noch 1932 erhielt sie das Ehrendoktorat der Berliner Universität und wurde anlässlich ihres 60. Geburtstages vom Preußischen Staatsministerium geehrt, auch die von ihr gegründete Soziale Frauenschule wurde in „Alice-Salomon-Schule“ umbenannt. Sie prägte ganz entscheidend die Ausbildung zur Wohlfahrtspflegerin, veröffentlichte 27 Monographien sowie etwa 250 Beiträge in den unterschiedlichsten Zeitschriften. Am Höhepunkt ihrer Karriere angekommen, hatte sie 1933 auf Grund der nationalsozialistischen Rassenideologie alle öffentlichen Ämter niederzulegen, 1937 wurde sie schließlich aus Deutschland ausgewiesen, emigrierte über England in die USA und lebte bis zu ihrem Tod in New York.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten bestand bis 1939 in Berlin ein jüdisches Kindergärtnerinnenseminar, das von *Nelly Wolffheim* (1879-1965) gegründet und unter größten Schwierigkeiten geleitet wurde: „Als 1933 die Nazizeit begann, gab es in Berlin zwei von sozialen Organisationen geführte Kindergärtnerinnen-Seminare: Das Pestalozzi-Fröbel-Haus und ein Jugendheim, die beide von vielen jüdischen Mädchen besucht wurden. Diese bereiteten sich dort auf eine sozialpädagogische Arbeit vor. Als bald diese Ausbildungsstätten für Jüdinnen verboten waren, begann ich mit einem Seminar für Kindergärtnerinnen...“ (*Wolffheim 1997, S. 79*). 1939 musste sie das Ausbildungsseminar schließen, weil die Mehrzahl der Schülerinnen und Lehrenden auswanderten, und *Wolffheim* selbst konnte sich durch ihre Emigration nach England vor dem nationalsozialistischen Terror retten.

Erinnert sei auch an den Arzt, Schriftsteller und Pädagogen *Janus Korczak* (1878-1942), der sich um Arme und Waisen in den Elendsvierteln Warschaus gekümmert und bereits 1911 ein Waisenhaus gegründet hatte. Als das Ghetto errichtet wurde, lebte *Korczak* dort mit seinen Kindern und Jugendlichen unter unsäglichen Bedingungen, bis die Nationalsozialisten 1942 mit der Massentötung der Bevölkerung des Warschauer Ghettos durch die so genannte „Umsiedlung“ nach Treblinka begannen. Am 5. August 1942 war das bisher verschont gebliebene Waisenhaus an der Reihe. *Korczak*, der mehrere Versuche zu seiner eigenen Rettung abgelehnt hatte, ging mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie etwa 200 Kindern in das Vernichtungslager.

Abschließend soll noch der evangelische Theologe *Dietrich Bonhoeffer* (1906-1945) Erwähnung finden, der Anfang der 1930er-Jahre unter anderem in der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin Ost“ mitwirkte, die der Gründer des christlichen Versöhnungsbundes, *Friedrich Sigmund-Schultze*, eingerichtet hatte. *Bonhoeffer* übte von Beginn an schärfste Kritik am Nationalsozialismus wie auch an der Haltung der eigenen Kirche, hier insbesondere der „Deutschen Christen“. Aus seinem Glauben heraus verstand er sein Christsein in den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen als aktiven politischen Widerstand. Im Jahr 1943 wurde er von der Gestapo verhaftet und noch kurz vor Kriegsende im Konzentrationslager Flossenbürg hingerichtet.

Reflexivität als Teil der Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit

Welche Lehren und Schlussfolgerungen lassen sich nun 60 Jahre nach dieser unmenschlichen Barbarei speziell für unseren Berufsstand schließen? Aus der Fülle an möglichen Antworten können im Rahmen dieses Beitrages nur wenige Erwägungen hervorgehoben werden. Diese betreffen zum einen sicherlich die kritische Selbstreflexion: Der Appell muss hierbei zwangsläufig sein, sich überhaupt diesen geschichtlichen Tatsachen zu stellen, wie sie in diesem Beitrag nur angedeutet werden konnten, diese zu thematisieren und ihnen bereits im Studium an Fachhochschulen, aber auch in der Berufsausbildung an Fachschulen, Fachakademien und Berufsfachschulen einen festen Platz einzuräumen. Ein Berufsstand, der seine eigene Geschichte wenig oder nur in Fragmenten kennt, der seine Vergangenheit nicht in vollem Umfang erklären kann, erscheint orientierungslos und ohne Fundament.

In Bezug auf die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit müssen die Forderungen aber

weiter gehen: Insgesamt nötig ist ein anderes Verhältnis zur Geschichte selbst. Nach der Überhöhung des geisteswissenschaftlich-hermeneutischen Forschens bis weit in die 1960er-Jahre hinein, der daran anschließenden Abkehr von der historischen Perspektive und der Hinwendung zur naiven Gegenwartsgläubigkeit von heute scheint ein neues Verständnis der Geschichte unumgänglich. Beim Umgang mit geschichtlichen Zusammenhängen innerhalb der Sozialen Arbeit stoßen wir dabei auf Kurioses: In der Sozialen Arbeit – sei es in der Kinder- und Jugendhilfe, in der Behindertenarbeit, in der Altenhilfe oder in den entsprechenden Angeboten im Gesundheitsbereich – gilt es heute als zwingende Selbstverständlichkeit, den bisherigen Lebenslauf und damit die Vergangenheit der betreuten oder zu beratenden Klientel als diagnostische Grundlage für weiteres fachliches Handeln zu berücksichtigen.

Im Gegensatz zur Individualgeschichte findet die Vergangenheit der Sozialen Arbeit weit weniger Berücksichtigung, bleibt allenfalls schmückendes Beiwerk. Geschichte besteht aber nicht nur aus verstaubten Büchern und vergangenen Ereignissen, die keine Relevanz in der Gegenwart haben. Die Geschichte zeigt uns auf, woher wir kommen und lässt uns dadurch erst richtig begreifen, wer wir eigentlich sind. Viele Auszubildende und Berufsanfänger und -anfängerinnen nehmen heute den Status quo in der Sozialen Arbeit, die sozialen Problemstellungen und unsere Antworten hierauf als gegeben hin, anstatt nach deren Ursachen und Werden in der Vergangenheit zu fragen. Vergangenheit ist jedoch kein abgeschlossener Sachverhalt, den wir nicht mehr zu beachten brauchen, sondern wirkt maßgeblich in die Gegenwart hinein – die Gegenwart ist letztendlich Produkt vergangener Ereignisse und Verläufe und bildet gleichzeitig den Ausgangspunkt für Zukünftiges. Die Geschichte des eigenen Berufes wie der Sozialen Arbeit zu kennen und zu begreifen, eröffnet uns die Möglichkeit, uns selbst zu verstehen und eigenes Handeln in übergeordnete Zusammenhänge einzuordnen.

Die Auseinandersetzung mit der Rolle sozialer Berufe und der Sozialen Arbeit im Nationalsozialismus zwingt uns schließlich, den Blick auf unsere grundlegenden ethischen Werte zu richten und deutlich zu formulieren, wofür Sozialarbeit und Sozialpädagogik und die entsprechenden sozialen Berufe einstehen müssen. Bezüglich der nationalsozialistischen Vergangenheit ist die eigene Schuld, das eigene Versagen zu problematisieren. Betrachten wir die Geschichte der Sozialen Arbeit, so stellt der Nationalsozialismus ohne jeden Zweifel den absoluten Tief-

punkt in der deutschen Vergangenheit dar. Wir dürfen allerdings nicht bei einer pauschalen Abrechnung verharren, sondern müssen jenen unseren Tribut zollen und unsere innere Verbundenheit mit denjenigen ausdrücken, die sich gegen die damaligen Verhältnisse gewandt haben, sich dem damaligen System entgegenstellten und – um es mit den Worten *Dietch Bonhoeffers* zu formulieren – „dem Rad in die Speichen gefallen sind“.

Diese Reflexion unserer ethischen Prinzipien muss aber auch Konsequenzen für unsere Gegenwart mit sich bringen: Vor diesem Hintergrund ist in der Sozialen Arbeit von einer apolitischen, naiv am Helfen ausgerichteten Haltung wieder zu klarer Parteilichkeit zurückzufinden. Soziale Arbeit muss heute angesichts der Benachteiligung immer größer werdender Bevölkerungsteile und zunehmenden Abbaus sozialstaatlicher Leistungen wieder lernen, laut Positionen zu beziehen und fachliche Standards einzufordern. Wie die Wissenschaft von der Sozialen Arbeit kann sich auch die berufliche Arbeit niemals als ein neutrales Element unserer Gesellschaft verstehen, sondern muss vielmehr auf ethischen Normen und Werten beruhen. Allein der Blick in die Geschichte bringt hierzu ganze Hundertschaften von bekannten und weniger bekannten Persönlichkeiten der Sozialen Arbeit an den Tag, die sich in vergangenen Zeiten gegen die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse gestellt hatten und uns als Vorbilder dienen können. Soziale Arbeit muss sich heute in diesem Sinne als eine emanzipatorische, gesellschaftskritische und -verändernde Kraft verstehen, die sich nachhaltig und ganz entschieden als „Menschenrechtsprofession“ begreift.

Anmerkungen

- 1 Übersetzung durch Frau Belinda Dolega-Pappé, Berlin
- 2 Vgl. zum Erzieherinnenberuf Amthor 2003, S. 323 ff., Metzinger 1993 sowie Berger 1986.
- 3 Siehe zur Sozialarbeitertradition Zeller 1994, Amthor 2003, S. 363 ff. sowie Baron 1989.
- 4 Vgl. Klee 1989, Amthor 2003, S. 379 ff., sowie Häusler 1995 und Sutter 1988 zur evangelischen Wohlfahrtspflege.
- 5 Vgl. Amthor 2003, S. 332 ff. und 392 ff.

Literatur

- Althaus, H.:** Die Stellung der NSV. In: Nationalsozialistischer Volksdienst. 1/1933, S. 15-27
- Althaus, H.:** Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Berlin 1937
- Althaus, H.;** Betcke, W.: Handwörterbuch der Wohlfahrtspflege. Berlin 1937/39
- Amthor, R.-C.:** Die Geschichte der Berufsausbildung in der Sozialen Arbeit. Weinheim 2003
- Baron, R.:** Eine Profession wird gleichgeschaltet. In: Otto, H.U.; Sünker, H.: Soziale Arbeit und Faschismus. Frankfurt am Main, 1989, S. 391-418
- Behr, K. u.a.:** Das Berufsbild der Erzieherinnen. Neuwied 1999

- Berger, M.:** Vorschulerziehung im Nationalsozialismus. Weinheim 1986
- Betcke, W.:** Volkswohlfahrtspflege. In: Nationalsozialistischer Volksdienst 1937, S. 49-52
- Glaenz, E.:** Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Frauenschulen für Volkspflege. Würzburg 1937
- Häusler, M.:** „Dienst an Kirche und Volk“. Stuttgart 1995
- Hilgenfeld, E.;** Wächter, E.: Vereinbarung. In: Kindergarten 1936, S. 142-143
- Klee, E.:** Die SA Jesu Christi. Frankfurt am Main 1989
- Metzinger, A.:** Zur Geschichte der Erzieherausbildung. Frankfurt am Main 1993
- Nitzsche, E.:** Stellung und Aufgabe der Wohlfahrtspflegerin im heutigen Staat. In: Deutsche Zeitschrift für Wohlfahrtspflege 9/1933, S. 377-383
- Sachße, C.:** Historische Forschung und Soziale Arbeit. In: Rauschenbach, T.; Thole, W. (Hrsg.): Sozialpädagogische Forschung. Weinheim 1999, S. 141-155
- Schick, W.:** Die Sozialarbeiterin in der Volksgemeinschaft. In: Nationalsozialistischer Volksdienst 3/1933, S. 66-69
- Schrank, L.:** Die Kinderpflegerinnen in der NSV-Arbeit. In: Kindergarten 1939, S. 128-130
- Sutter, P.:** Materialien. In: Deutsche Diakonenschaft: Was uns bewegt. Berlin 1988, S. 15-71
- Volkelt, H.:** Kameradschaftserziehung. In: Kindergarten 1936, S. 104-109
- Vorländer, H.:** Die NSV. Boppard 1988
- Weigt, F.:** 100 Jahrfeier des Rauhen Hauses und der männlichen Diakonie. Berlin 1933
- Wolffheim, N.:** Ein jüdisches Kindergärtnerinnen-Seminar. In: Biermann, G. : Nelly Wolffheim. Gießen 1997, S. 79-121
- Zeller, H.:** Schulung und Weiterbildung. In: Christliche Kinderpflege 1935, S. 175-187
- Zeller, S.:** Volksmütter. Düsseldorf 1987
- Zeller, S.:** Geschichte der Sozialarbeit als Beruf. Pfaffenweiler 1994

Jugendliche und Okkultismus

Die Geister, die ich rief ...

Sandra Weber

Zusammenfassung

Okkultismus kann im Einzelfall zu einer Gefahr werden. Angst, Isolation, Autonomieverlust und psychische Störungen können die Folge einer Beschäftigung mit Okkultismus sein. Um diesen Gefahren vorzubeugen, gibt es verschiedene Arten der Prävention: zum Einen die kritische Betrachtung okkultur Phänomene durch verbale Informationsvermittlung sowie durch Experimente auf wissenschaftlicher Basis, die dazu beitragen sollen, okkulte Phänomene zu durchschauen und zu verstehen. Eine andere Präventionsart ist die Problem-Kult-Prävention, die Jugendliche in verschiedenen Qualifikationen stärken soll, da starke Persönlichkeiten weniger anfällig für Psychokulte sind.

Abstract

Occultism can become a danger in individual cases. Fear, isolation, loss of autonomy and mental disturbances can be the result of an occupation with occultism. To avoid these dangers, there are different kinds of preventions: first there is the critical reflection of occult phenomenons by verbal exchange of information, as well as experiments on scientific basis, which should help to see through the schemes and understand occult phenomenons. So the attraction of the mysterious will be taken away. Another kind of prevention is the problem-cult-prevention, with the aim to strengthen the various skills of young persons, because strong personalities are less susceptible to join psycho cults.

Schlüsselwörter

Jugendlicher - Okkultismus - Ursache - Prävention

Okkultismus und Sozialarbeit

In den letzten Jahren wurde ein starker Trend zum Jugend-Okkultismus festgestellt. Die Jugendlichen feiern jedoch nicht vermehrt „Schwarze Messen“ oder ähnliches, vielmehr stehen Pendeln und Gläserücken hoch im Kurs. Okkultismus und Esoterik sind zu einem Bestandteil unseres gesellschaftlichen Lebens geworden und somit immer mehr ein Thema für die Sozialarbeit. Die Arbeitsgebiete im sozialen Bereich haben sich in den letzten Jahren verändert. Lebensphilosophische und seelsorgerische Aufgaben nehmen in der Beratungsarbeit immer mehr zu. Der Okkultismus muss nicht, kann aber zu einer Gefahr für Jugendliche werden. Mit verschiedenen Arten der Prävention in Jugendarbeit und Schule kann diesen Gefahren vorgebeugt werden.

Okkultismus wird im Brockhaus (1972) wie folgt definiert: „Okkultismus (lat. Occultum, das Verborgene), die Lehre, daß es verborgene, in unsere wissenschaftliche Systematik nicht einzugliedernde Tatsachen der Natur und des Seelenlebens gebe, die mit unbekannten Kräften und Ursachen verknüpft und häufig an besonders begabte Personen gebunden seien.“

Der Okkultismus kennt spezielle Verfahren, um Kontakt mit dem Übersinnlichen, mit Verstorbenen oder Geistern aufzunehmen. Mit ihrer Hilfe wird zum Beispiel versucht, verschwundene Personen und verborgene Dinge aufzufinden, die Zukunft zu entschleiern, Ratschläge von „Wesen einer höheren Welt“ zu empfangen oder einen Blick in das „Leben nach dem Tod“ zu werfen. Zu den Praktiken gehören Gläserücken, automatisches Schreiben, Tischrücken, Pendeln und so weiter. Eine andere Art des Okkultismus sind die nicht anerkannten Deute- und Beratungspraktiken, auch mantische Techniken genannt, die als Orakel genutzt werden, um sich die Zukunft vorhersagen zu lassen. In der Regel handelt es sich um einen Versuch, Lebensfragen zu klären. Diese „Lebensberatungen“ beruhen meist auf Spekulationen über den Zusammenhang zwischen Kosmos und Menschenschicksal. Zu ihren Techniken gehören Kartenlegen, Astrologie, Handlesen und so weiter. Zum Okkultismus werden zusätzlich auch die Magie und der Satanismus gezählt.

Eine wissenschaftliche Erhebung von *Hartmut Zinser* (Freie Universität Berlin) und *Wolfgang Hahn* (Berliner Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung) aus den Jahren 1989 bis 1991 machte erstmals deutlich, wie groß das Interesse an Okkultismus bei Jugendlichen ist. Knapp 6 000 Schülerinnen und Schüler in Ost- und West-Berlin wurden zu dieser Thematik befragt. Von ihnen waren mehr als 75 Prozent zumindest allgemein über okkulte Praktiken informiert, 50 Prozent waren an Informationen über Okkultismus interessiert und für 25 Prozent gehörten okkulte Handlungen in aktiver oder passiver Form bereits zum Alltag. Die am häufigsten genannten Praktiken waren Gläserücken, Pendeln und Kartenlegen. „Schwarze Messen“ wurden nur von zwei Prozent der Befragten genannt (*Zinser* 1992).

Die Motive

Viele Jugendliche beschäftigen sich mit Okkultismus oder zeigen zumindest Interesse, wie die Statistiken belegen. Was aber ist die Ursache dafür, dass sich so viele Jugendliche mit Okkultismus beschäftigen? Die Motive sind sehr vielfältig und meist individuell verschieden. Zudem liegen sie in der psychischen

Disposition und in den Bedürfnissen des Einzelnen sowie im privaten und öffentlichen Umfeld. Man kann feststellen, dass die Motive größtenteils aus dem Wandel der Zeit entstanden sind.

Individualisierung und Pluralisierung: Durch den Verlust der traditionellen Werte entfallen auch Sicherheiten. Dadurch leben wir in einer Welt der totalen Freiheit, in einer komplexen Welt, in der es immer schwieriger wird, Perspektiven und einen Überblick zu bekommen. Das Leben ist kompliziert, die Zukunftshoffnungen sind gering. Die Jugendlichen wollen das Undurchschaubare durchschauen und meinen, dies durch okkulte Praktiken zu können. Sie wollen wissen, wie ihre Zukunft aussieht, damit sie sich orientieren können.

Religionsverlust: Mit der Geschichte der Religionen ist das Auftreten von abweichenden Auffassungen innerhalb einer Religion und die Ausgrenzung von Gruppen von deren Hauptstrom untrennbar verbunden. Neu ist für unsere Gesellschaft, dass Menschen heute mit einer Vielfalt von Religionen und Weltanschauungen anderer Kulturkreise und den daraus fließenden Werten und Formen der Lebensgestaltung bekannt werden. Die Welt ist als Folge der Kommunikations- und Informationsdichte „kleiner“ geworden. Botschaften von den entferntesten Punkten der Erde werden frei Haus geliefert. Die Mobilität eines großen Teils der westlichen Gesellschaft lässt Menschen an jeden Ort der Welt reisen und mit der dortigen Religion in Berührung kommen. Gleichermassen ist es Menschen dieser fernen Religionen und Weltanschauungen möglich, überall dort ihre Lehren zu verkünden und Anhänger und Anhängerinnen um sich zu scharen, wo eine Chance zur Verbreitung ihrer Anschauungen gegeben zu sein scheint.

Neugier: „Neugier ist eines der meistgenannten Motive, weshalb sich Jugendliche dem Okkultismus zuwenden“ (Zinser 1992, S. 24). Die Faszination an Übersinnlichem ist schnell geweckt. Meist geben andere Jugendliche oder Berichte in den Medien den Anstoß. Die Jugendlichen suchen nach etwas Besonderem im Alltag. Sie wollen ein noch von der Wissenschaft unerforschtes Terrain betreten. Sie fühlen sich vom Unbekannten fasziniert und angezogen und haben gleichzeitig aber auch Angst. „Schauermärchen“ und das Reden über Unheimliches und Unerklärliches sind bei den Jugendlichen immer willkommen. Im Okkulten gibt es keine Gewissheiten. Es kann Gut oder Böse ausgehen, alles ist offen und das erzeugt diese Spannung. Dadurch soll nicht zuletzt die Langeweile und Monotonie im Alltag der Jugendlichen bewältigt werden.

Identitätssuche: Jugendliche befinden sich in einer Zeit der Selbstfindung, einer Zeit, in der man sich nicht ernst genommen fühlt. Es besteht ein hoher „Rationalitätsdruck“, der mit der Flucht ins Irrationale kompensiert werden soll. Ebenso entwickelt sich ein hohes Initiationsbedürfnis, dem die Übergangsriten zum Erwachsenwerden, wie zum Beispiel Konfirmation, Schulabschluss und Eintritt ins Berufsleben nicht mehr entsprechen. Meist werden sie so wieso nicht wahrgenommen oder sind entwertet (Zinser 1992). Jugendliche sind auf der Suche nach einer Orientierung und meinen sich mit der Hilfe von Geistern Sicherheit und Beistand zu holen. Okkultes Experimentieren, das Auseinandersetzen mit Übersinnlichem und Horrorfilmen kann Ansehen und Anerkennung im Freundeskreis bringen und das Selbstwertgefühl stärken. Ein „Medium“ kann in einer Clique eine zentrale, führende Stellung einnehmen und zum Mittelpunkt werden.

Die Gefahren

Psychische Erlebnisse können bei Jugendlichen recht unterschiedliche Ergriffenheit auslösen. Manche sind von dem, was sie erleben, so fasziniert, dass sie immer mehr davon wollen. Andere aber können durch Erlebnisse so erschreckt werden, dass sie aus dem seelischen Gleichgewicht geraten. Und für wieder andere ist alles bloß ein Spiel. Es kommt auf den Einzelfall an. Nicht jeder junge Mensch muss also den im Folgenden aufgeführten Gefahren des Okkultismus ausgesetzt sein.

Angst: Der Glaube an einen anwesenden Geist, etwa beim Gläserücken, oder sogar die Vorstellung, der Teufel sei zugegen, können große Ängste auslösen. Wer an Geister glaubt, bringt leicht alltägliche Ereignisse mit ihnen in Verbindung: eine Tür, die zu knallt, eine Kerze, die anfängt zu flackern oder ein herunterfallendes Bild. Jede Unannehmlichkeit, die einem begegnet, kann als Resultat des Gläserückens vom Vortag verstanden werden. Wenn dann auch noch das eigene Todesdatum vorausgesagt wird, kann sich der oder die Betreffende so sehr in Angst hineinsteigern, dass tatsächlich etwas passiert (Rausch; Türk 1991).

Autonomieverlust; Ich-Schwächung: Durch die Ausübung von okkulten Praktiken kann es zu einem Verlust von Autonomie in Entscheidungen und Handlungen kommen, wenn stets ein „Geist“ zur Lösung von Problemen befragt wird. Die Eigenverantwortung geht verloren und diese Jugendlichen lassen den „Geist“ über ihr Leben bestimmen, geben also die Verantwortung über ihr Leben an den „Geist“ ab. Dadurch entsteht eine Ich-Schwächung.

Isolation: Geister, die zum Beispiel beim Gläserücken befragt werden, können auch Aufträge erteilen, zum Beispiel soziale Kontakte abubrechen. Darüber hinaus kann auch die veränderte Lebenswelt der Jugendlichen zu einer Isolation führen. Gleichaltrige ohne okkultistischen Hintergrund sind nicht mehr interessant. Sie können okkultistisch aktive Jugendliche nicht verstehen, deren Erlebnisse nicht nachvollziehen. So wird die Kommunikation schwierig. Die Jugendlichen wechseln ihren Freundeskreis oder vereinsamen (*Rausch; Türk 1991*).

Sucht: „Die Beschäftigung mit okkulten Praktiken hat durchaus Suchtcharakter und das Wort ‚Pendel als Einstiegsdroge‘ ist berechtigt“ (*Höhn 1993, S. 127*). Jugendliche, die okkulte Praktiken als Lebenshilfe benutzen, werden sich in Entscheidungssituationen immer wieder eine Lösung, zum Beispiel vom Pendel, geben lassen. Autonomes Handeln rückt in den Hintergrund. Okkulte Praktiken werden gebraucht, um mit dem Leben klar zu kommen. Insofern kann eindeutig von Sucht gesprochen werden. Die Jugendlichen sind abhängig von den „Geistern“, die ihnen sagen, was zu tun ist und wie sie ihr Leben gestalten sollen.

Dissoziationssyndrom: Durch okkulte Praktiken werden dem Unbewussten die Schleusen geöffnet, man begibt sich auf ein „Feld“, das man selber nicht kennt, das einem fremd erscheint. Dies kann zu Halluzinationen, Visionen und zum „Stimmenhören“ führen. Das Fremde entwickelt sich zu einer eigenständigen Person, wird zu einer „Teilpsyche“, die durch einen selbst spricht. Diese „Teilpsyche“ kann zu einer bedrohlichen Größe werden, was bis zur Besessenheit, einer Personifizierungstendenz führen kann. Durch die unterbewusste psychische Aktivität werden die Betroffenen sehr oft mit Anteilen ihres Seelenlebens konfrontiert, die sie nicht verarbeiten können. Zum Beispiel mit verdrängten Trieben, unbewältigten Konflikten, verdrängten Wünschen und Emotionen, die sie total aus der Bahn werfen können. Einige „woherzogene“ Schülerinnen sind deshalb meist völlig entsetzt, wenn beim Gläserücken obszöne Worte buchstabiert werden, die „sie selbst“ natürlich nie in den Mund nehmen würden.

Mediumistische Psychose: Die Mediumistische Psychose ist eine von dem deutschen Parapsychologen *Hans Bender* vorgeschlagene Bezeichnung für funktionale Störungen, hervorgerufen durch vorübergehende Bewusstseinsspaltungen nach kritiklosem Gebrauch okkulten Praktiken, speziell dem Automatischen Schreiben oder Gläserücken. Eine mediumistische Psychose kann so entstehen: Der Patient oder

die Patientin hat zum Beispiel das Gläserücken praktiziert und verblüffend sinnvolle Botschaften erhalten. Er oder sie glaubt nun auf Grund der Personifikationstendenz des Unbewussten, dass eine andere Person diese Botschaften verfasst hat. Das tiefenpsychologischen Laien Unfassbare führt zu einer gefühlsmäßigen Erschütterung, von der sich der Patient oder die Patientin nicht mehr distanzieren kann. Das „Stimmenhören“ und die einsetzende Steuerung durch autonom erlebte „Geisterstimmen“ als Folge der okkulten Praktiken werden psycho-pathologisch oft falsch diagnostiziert. Die pathologischen Zustände gleichen schizophrenen Krankheitsbildern. Sie stehen aber in einem funktionellen Zusammenhang mit den psychischen Automatismen. Darum ist die mediumistische Psychose relativ leicht heilbar und kein schwer wiegender psychopathologischer Zustand. In den Standardwerken der Psychologie und Psychiatrie ist dieses Krankheitsbild allerdings noch nicht aufgeführt.

Prävention und Aufklärung

Prävention heißt nicht, Jugendliche davon überzeugen zu wollen, sich nicht mehr mit Okkultismus zu beschäftigen. Es soll vielmehr eine Stärkung des Selbstbewusstseins, der Kritikfähigkeit sowie der Toleranz gegenüber Anderen und die Auseinandersetzung mit unverständlichen, fremden Traditionen erfolgen. Jugendlichen zu verbieten, sich mit Okkultismus zu beschäftigen, würde genau das Gegenteil bewirken. Mit der kritischen Beobachtung okkulten Phänomene kann, mit auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basierenden „technischen“ Erklärungen, eine andere Möglichkeit zur „Geisterhypothese“ gegeben werden.

Die Entmystifizierung und Entzauberung der okkulten Praktiken sind erfolgreiche Präventionsschritte. Sicherlich aber nur ein Teil derer, die im Präventionsbereich vonnöten sind. Man unterscheidet hier zwischen der rein verbalen Informationsvermittlung und der experimentellen Aufklärung, bei der die Jugendlichen aktiv ein okkultes Phänomen, etwa das Gläserücken, untersuchen. Die verbale Informationsvermittlung findet meist in großen Gruppen statt, die experimentelle Aufklärung sollte in kleinen Gruppen durchgeführt werden. Informationsveranstaltungen werden von Okkultismus-Experten wie zum Beispiel *Walter von Lucadou* (Leiter der parapsychologischen Beratungsstelle Freiburg), Pfarrer *Dr. Matthias Pöhlmann* (Evangelische Zentrale für Weltanschauungsfragen Berlin) oder *Ulrich Tüns-meyer* (Humanistischer Verband Deutschland, Berlin) durchgeführt. Diese Veranstaltungen können mit Jugendlichen besucht werden.

Wie kommt man aber an die Jugendlichen heran? Besonders wichtig ist die Bereitschaft, sich zu stellen, die eigene Meinung kundzutun und vor allem Offenheit zu zeigen. Ein guter Wissensstand allein ist nicht ausreichend. Wer nicht bereit ist, existenzielle Fragen mit Jugendlichen (und Erwachsenen) zu diskutieren und persönliche Stellung zu beziehen (zum Beispiel, ob er persönlich an ein Leben nach dem Tode glaubt), wird kaum eine Chance haben, die Jugendlichen zu erreichen (*Lucadou; Poser 1997*). Alles andere wäre den Jugendlichen gegenüber nicht nur arrogant, sondern würde auch den Aufbau eines Vertrauensverhältnisses erschweren. Und ein gutes Vertrauensverhältnis steht hier an erster Stelle. Jugendliche, die erfahren, warum sich zum Beispiel das Pendel so „magisch“ bewegt, nämlich auf Grund psychomotorischer Bewegungen, werden „Magiern“ und „Wundertätern“ mit Skepsis begegnen.

Experimentelle Aufklärung

Das Thema Okkultismus kann den Jugendlichen in Schule oder Jugendarbeit angeboten werden. Es sollte ihnen aber nicht aufgezwungen werden, da es dadurch unnötig aufgewertet werden könnte.

Eine Aufklärung im Bereich Gläserücken könnte so aussehen: Die Teilnehmenden sitzen im Kreis um einen Tisch, in dessen Mitte sich ein Glas befindet. Um das Glas werden Buchstaben von A bis Z und Zahlen von 0 bis 9 gelegt. Alle legen einen Finger auf das Glas. Nach einiger Zeit der Konzentration wird die Frage „Bist du da, grosser Geist?“ gestellt. Daraufhin fängt sich das Glas an zu bewegen und man kann anfangen, Fragen zu stellen. Die Antworten werden aus den Buchstaben zusammengesetzt, zu denen das Glas der Reihe nach hinwandert.

Das Phänomen Gläserücken ist psychologisch gut untersucht. Es ist eine bekannte Tatsache, dass Emotionen Muskelkontraktionen auslösen (zum Beispiel zittert man vor Angst oder es schlottern einem die Knie). Beim so genannten Lügendetektor werden neben anderen Parametern auch die Mikrokontraktionen der Gesichtsmuskeln gemessen. Treten bei bestimmten Fragen außergewöhnliche Reaktionen auf, dann kann man die Antwort und die unbewusste Reaktion der Muskeln miteinander vergleichen und auf mögliche Diskrepanzen zwischen beiden schließen. Dieser Zusammenhang zwischen emotionalem Erleben und Muskeltätigkeit besteht immer.

Allerdings äußert sich die Gefühlswelt in der Regel nur mit kaum sichtbaren Muskelkontraktionen. Wenn man jetzt eine Gruppe von Individuen in eine Situation bringt, in der alle das gleiche erwarten, werden

bei allen gleiche Muskelkontraktionen auftreten. Durch die Addition der kleinen Bewegungen wird dann eine sichtbare Bewegung ausgelöst. Beim Experiment des Gläserückens passiert genau dieses. In der Einschwingungsphase wird die Gruppe psychisch gleichgeschaltet, sie wird in eine Situation gebracht, in der möglichst viele der Teilnehmenden das Gleiche erwarten. Indikator hierfür ist die Frage „Bist du da, großer Geist?“. Erst wenn möglichst viele Teilnehmende die Anwesenheit eines Geistes erwarten, wird sich das Glas bewegen. Wenn das sichergestellt ist, dann können Fragen gestellt werden. Die Antworten ergeben sich aus den mehrheitlichen Wünschen und Sehnsüchten der Gruppe. Bei den gegebenen Antworten spielt das Unterbewusstsein eine tragende Rolle (*Hund 1988*).

Werden nun die Buchstaben- und Zahlenkärtchen umgedreht, sodass sie für die teilnehmenden Personen nicht mehr sichtbar sind, wird man bald feststellen, dass die Antworten nur noch Buchstaben-salat ergeben (umgedrehte Buchstaben und Zahlen sollten doch eigentlich für einen Geist kein Problem darstellen). So kann den Jugendlichen klar gemacht werden, dass nicht ein Geist hinter den Antworten steckt, sondern dass sie selbst Urheber der Antworten und diese Antworten unterbewusst gesteuert sind. Ziel all dieser Aktivitäten ist eine kritische Sensibilisierung gegenüber Behauptungen angeblich echter okkulten Erscheinungen.

Die Problem-Kult-Prävention

Die Problem-Kult-Prävention lehnt sich an die gängigen Präventionsansätze an und ist speziell auf den religiös-spirituellen Bereich zugeschnitten. Ihr Ziel ist es, Jugendliche zu stärken, da sie mit einer starken Persönlichkeit weniger gefährdet sind, sich Psychokulten anzuschließen und/oder okkulten Praktiken nachzugehen beziehungsweise Schäden durch okkulte Praktiken davonzutragen. Einige Fähigkeiten sind besonders wichtig, um sich auf dem weiten Gebiet des Okkultismus sowie auf dem Gebiet der „neuen“ Religionen zurechtzufinden. Die Jugendarbeit ist ein idealer Platz, um Jugendlichen diese Qualifikationen zu vermitteln.

Fähigkeit zur kritischen Distanz: Die Jugendlichen sollen nicht alles glauben und nicht jeder Person vertrauen. Sie sollen lernen, das richtige Maß von Nähe und Distanz zu finden und ein Gespür für den angemessenen Abstand zu bekommen. Zur kritischen Distanz gehört, auch etwas hinterfragen zu können und sich mit den „Schattenseiten“ eines Sachverhalts auseinander zu setzen. Reflexion und Diskussion sind hier die Schlüsselworte. Pädagogen und

Pädagoginnen sollten die Jugendlichen durch gezieltes Fragen und durch Handlungen immer wieder dazu bringen, Gleichgültigkeit zu brechen, falls eine solche auftaucht. Die Fähigkeit zur kritischen Distanz ist gerade in Fällen wie dem Okkultismus sowie den vielen neuen religiösen Lehren und esoterischen Erklärungen der heutigen Zeit von großer Bedeutung. *Bienemann* (1997) führt hierzu ein gutes Beispiel an, wie naiv mit einem jugendlichen Publikum umgegangen werden kann: Im Nachmittagsprogramm wird eine Talkshow zum Thema „Reinkarnation“ gezeigt. Ein Jugendlicher fragt: „Wohin mit den Seelen, wenn zu viele da sind?“ Die Reinkarnationstherapeutin antwortet: „Wenn sie Bock haben, dann ziehen sie gemeinsam in einen Körper und bilden so eine Art WG.“ Daraufhin lacht das Publikum, macht zufriedene Gesichter und stimmt dem zu. Millionen Fernsehzuschauerinnen und -zuschauer haben ihre Antwort erhalten. Medien eignen sich hier gut, um mit den Jugendlichen zu diskutieren.

Fähigkeit, Konflikte auszuhalten: Zu einer Gruppe gehören immer Konflikte und der Umgang mit ihnen. In der Gruppenarbeit sollen sie, die oft als schmerzlich empfunden werden, bearbeitet und gelöst werden. Alle Gruppenmitglieder werden einbezogen. Hier geht es um Macht und um das so genannte Führungs lernen. Die Führung wird individuell an Personen nach Kompetenzen verteilt, so gibt es nur „Führer und Führerinnen“ und keine „Anhänger und Anhängerinnen“. Die Aufgabe der Pädagogen und Pädagoginnen ist es, gegebenenfalls zu intervenieren und zu verstärken, damit sich alle Jugendlichen gleichermaßen einbringen können. Bei einigen okkulten sowie bei esoterischen und religiösen Gruppierungen haben wir es oft mit Macht und Machtmissbrauch zu tun. Der Erleuchtete ist der Führer, die anderen sind die Anhänger. Wer hier die Fähigkeit hat, Machtpositionen einordnen zu können und mit ihnen umzugehen weiß, wird die Machenschaften solcher Gruppen früh erkennen.

Fähigkeit, in Krisen Handelnde und Handelnde zu bleiben: Krisen gehören zum Leben Jugendlicher. Die Jugendgruppe ist ein idealer Ort zu lernen, mit ihnen umzugehen – denn aus Krisen lernt man! Eine übliche Vorgehensweise in pädagogisch geleiteten Gruppen ist das Problemlösungsverfahren: sehen – urteilen – handeln. Ein Problem wird erkannt und eingeschätzt. Durch ein Gespräch wird das Problem beurteilt und eine Lösung angestrebt. Die Erkenntnis, dass in jedem Problem eine Lösung liegt, ist eine wichtige Qualifikation, die verstanden werden soll, und Basis der Problembewältigung. Krisensituationen (Partnertrennung, Tod, Versagen und so wei-

ter) sind oft Anlass, sich einer Psychogruppe anzuschließen oder sich eben auch okkulten Praktiken hinzuwenden. Für Jugendliche ist es wichtig, früh zu lernen, sich ein eigenes Hilfesystem aufzubauen.

Fähigkeit zur Sinnsuche und positiven Lebensgestaltung: Diese wesentliche pädagogische Zielsetzung der Jugendarbeit stellt auch in diesem Zusammenhang eine entscheidende Qualifikation dar. Hier werden Individualisierung und Pluralisierung angesprochen. Die Jugendlichen haben es heute nicht einfach, sich in dem großen Spektrum von Sinn- und Lebensentwürfen zurechtzufinden. Für die vorherigen Generationen war die Situation überschaubarer. Ein gesellschaftlich gestützter Weg würde aber die Individualität beeinträchtigen. Erlaubt ist heute, was gefällt. Dieser Satz schafft die Verunsicherung unter den Jugendlichen. Das große Spektrum muss durchschaubar gemacht werden, damit die Unübersichtlichkeit nicht in Irrwege führt (*Bienemann* 1997). Letztendlich bedeutet Prävention auch die erfolgreiche Beheimatung von Jugendlichen in ihrem sozialen Umfeld und Lebensraum: Es sollte ihnen ermöglicht werden, sich am politischen Leben und an der Gestaltung ihres Lebensraumes zu beteiligen. Hier müssen sich Gewalt-, Drogen-, Problem-Kult-Prävention und eine verantwortungsbewusste Regional- beziehungsweise Stadtteilkultur die Hand reichen.

Literatur

- Bienemann**, Georg: Gefahren auf dem Psychomarkt – was bedeutet Prävention? Eine Klärungshilfe nicht nur für Pädagogen. Münster 1997
- Brockhaus**, Enzyklopädie in zwanzig Bänden, Band 14. 1972
- Höhn**, Michael: Sympathie für den Teufel. Köln 1993
- Hund**, Wolfgang: Okkulte Phänomene – was steckt dahinter? Mülheim an der Ruhr 1988
- Lucadou**, Walter von; Poser, M.: Geister sind auch nur Menschen – was steckt hinter okkulten Erlebnissen? Freiburg im Breisgau 1997
- Rausch** U.; Türk E.: Geister-Glaube. Arbeitshilfe zu Fragen des Okkultismus. Düsseldorf 1991
- Zinser**, Hartmut: Okkultismus unter Jugendlichen. Arbeitspapiere Heft 20. Pädagogisches Zentrum Berlin 1992

► Allgemeines

Neue Öffnungszeiten der DZI-Fachbibliothek. Ab 1. Oktober 2005 hat die Fachbibliothek des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen zu folgenden Zeiten geöffnet: montags bis donnerstags von 10 bis 16 Uhr sowie nach Anmeldung montags und dienstags bis 18 Uhr und freitags von 10 bis 12 Uhr. Die Bibliothek steht allen Interessierten zur Verfügung, die Literatur über die Gebiete der Sozialen Arbeit, der Wohlfahrtspflege und der benachbarten Disziplinen suchen. In der Datenbank DZI-SoLit wird themenzentriert recherchiert, außerdem stehen die Karteikarten des Altbestandes (Veröffentlichungen, die vor 1979 erschienen sind) zur Verfügung. Die Recherchen sind gebührenpflichtig. Die Bibliothek ist zu den genannten Zeiten telefonisch zu erreichen unter 030/83 90 01-13. E-Mail: bibliothek@dzi.de, Internet: www.dzi.de

Kinder organisieren sich!? Über die Rolle erwachsener Koordinator(innen) in der südafrikanischen Kinderbewegung. Von Malve von Möllendorff. Bibliotheks- und Informationssystem der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Eigenverlag. Oldenburg 2005, 224 S., EUR 10,– *DZI-D-7218*

Wo Kinder weitgehend auf sich allein gestellt und Erwachsene nicht in der Lage sind, ihnen eine Umgebung zu schaffen, in der sie physisch und psychisch gesund aufwachsen können, bleibt den Kindern nur, selber aktiv zu werden und ihre Lebenssituation zu verbessern. Das aus der Anti-Apartheid-Bewegung entstandene Children's Resource Centre fördert seit mehr als 20 Jahren eine Kinderbewegung in Südafrika. Kinder in Armuts- und Ausgrenzungslagen werden unterstützt, sich in Kindergruppen zu organisieren. Die vorliegende Studie geht der Frage nach, in welcher Form sich die Kinder selber organisieren können und in welchen Bereichen sie Unterstützung von erwachsenen Koordinatorinnen und Koordinatoren benötigen. Bestellschrift: Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Verlag, Postfach 25 41, 26015 Oldenburg, Tel.: 04 41/798-22 61, Fax: 04 41/798-40 40 E-Mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

Rückgang der Asylanträge. Im ersten Halbjahr 2005 wurden in Deutschland 14 428 Asylanträge gestellt. Damit ist die Zahl der Asylbewerberinnen und -bewerber im Vergleich zum zweiten Halbjahr 2004 noch einmal um 2 497 Personen oder 14,8 % gesunken. Gegenüber dem Vergleichszeitraum des Vorjahres, dem ersten Halbjahr 2004, ging die Zahl der Antragstellenden um 4 254 Personen oder 22,8 % zurück. *Quelle: AWO Magazin 5.2005*

► Soziales

Zentrale Kindergeld-Servicenummer. Die Bundesagentur für Arbeit (BA) verbessert ihren Service für Kindergeldempfängerinnen und -empfänger: Unter der bundesweit einheitlichen Rufnummer 01 801/924 58 64 (für Zahlungen)

können sich Eltern über Auszahlungstermine von Kindergeld informieren. Voraussichtlich bis zum Jahresende werden auch für individuelle Anfragen alle Familienkassen unter der bundesweiten Nummer 01 801/54 63 37 (Kinder) erreichbar sein. Die Anrufe werden künftig von Servicecentren zentral entgegengenommen. Sie sind von Montag bis Donnerstag von 7 bis 16 Uhr erreichbar. *Quelle: Informationen aus Wirtschaft & Arbeit 4.2005*

Orientierungshilfe zu Hartz IV. Arbeitslose 2005: Chancen statt Vorurteile. Hrsg. Caritas in NRW/Diözesan-Caritasverbände Aachen, Essen, Köln, Münster und Paderborn. Selbstverlag. Düsseldorf 2005, 42 S., EUR 1,– + Porto *DZI-D-7302*

Diese Abhandlung ist eine Orientierungshilfe zu den Hartz IV-Regelungen. Betroffene sowie ehren- und hauptamtliche Mitarbeitende des katholischen Wohlfahrtsverbandes sollen für ihre Beratungen unterstützt werden, um auf Anfragen kompetent antworten zu können. Gleichzeitig erfährt man die Einschätzung der Caritas zu den Sozialreformen und Anregungen für Aktionen. Bestellschrift: Diözesan-Caritasverband Münster, Kardinal-von-Galen-Ring 45, 48149 Münster, Tel.: 02 51/89 01-274, Fax: 02 51/89 01-42 74, E-Mail: ruettjes@caritas-muenster.de

Heranziehung Unterhaltspflichtiger. Der Vorstand des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge (DV) hat zur Heranziehung Unterhaltspflichtiger in der Sozialhilfe aktualisierte Empfehlungen herausgegeben. Die Entwicklung der Rechtsprechung zum Elternunterhalt, die Werte der Düsseldorfer Tabelle (Stand 1.7.2005) und die Änderungen im Sozialhilferecht durch das Sozialgesetzbuch XII sind berücksichtigt. Die Empfehlungen sind seit August 2005 als Sonderdruck im Eigenverlag des DV zum Preis von 5,50 Euro (zuzüglich Porto und Versand) unter folgender E-Mail-Adresse zu bestellen: hally@deutscher-verein.de. Außerdem ist der Text der Empfehlungen auf www.deutscher-verein.de unter „Empfehlungen und Stellungnahmen“ auf- und abrufbar. *Quelle: Mitteilungen des Deutschen Städtetages 327-398.2005*

Hartz IV: Ältere Arbeitslose ins Engagement. 30 000 Zusatzbeschäftigungen für Langzeitarbeitslose über 58 Jahre mit einer Laufzeit von maximal drei Jahren stellt der Bund im Rahmen einer Bund-Länder-Initiative bereit. Gefördert werden Tätigkeiten, die im öffentlichen Interesse liegen, zusätzlich sind und nicht auf den ersten Arbeitsmarkt abzielen. Die Durchführung liegt bei den lokalen Arbeitsgemeinschaften. Nach dem Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement vorliegenden Informationen werden als mögliche Einsatzstellen Quartiersmanagement, Unterstützung des Ehrenamts, Ganztags- und Hausaufgabenbetreuung, der soziale Dienstleistungs- und Betreuungsbereich sowie Verbesserung des Angebots an Kinderbetreuung genannt. *Quelle: BBE-Newsletter 18.2005*

► Gesundheit

Weniger stationäre Krankenhausfälle. Der Rückgang der Krankenhausfälle hielt im Jahr 2004 an. Nach bisherigen Ergebnissen des Statistischen Bundesamtes wurden 2004 rund 16,7 Mio. Patientinnen und Patienten in einem Krankenhaus stationär behandelt. Dies waren 3,4 % weniger als im Vorjahr. Auch die Dauer eines Krankenhaus-

aufenthaltes verkürzte sich: Durchschnittlich verbrachte ein Patient, eine Patientin mit 8,7 Tagen 0,2 Tage weniger im Krankenhaus als 2003. Am 31.12.2004 gab es in Deutschland 2 157 Krankenhäuser mit insgesamt 528 000 Krankenhausbetten. Zur stationären Versorgung standen damit 640 Betten je 100 000 Einwohnerinnen und Einwohner zur Verfügung. Einrichtungs- und Bettenzahl lagen damit unter dem Vorjahreswert (-1,8 % beziehungsweise -2,6 %). Zudem setzte sich der Wandel in der Trägerstruktur fort. Der Anteil privater Krankenhäuser erhöhte sich 2004 auf 26 %. Öffentliche Krankenhäuser hatten einen Anteil von 36 %, freigemeinnützige von 38 %. Diese Entwicklung zeigte Auswirkung auf die Zahl der Beschäftigten. Umgerechnet auf die volle tarifliche Arbeitszeit waren 2004 mit rund 816 000 Personen 1 % weniger in den Krankenhäusern beschäftigt als im Jahr zuvor, wobei das ärztliche Personal um 2,3 % anstieg, das nichtärztliche Personal dagegen um 1,5 % zurückging. *Quelle: Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes 352.2005*

Persönliche Assistenz. Die Möglichkeit der persönlichen Assistenz für behinderte Menschen noch bekannter zu machen ist das Ziel des Mainzer Bündnisses für ein selbstbestimmtes Leben, das das Bundesland Rheinland-Pfalz, Kommunen und das Zentrum für selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen (ZsL) geschlossen haben. Die Partner haben sich auf eine Vereinbarung verständigt, die die Verbreitung des so genannten Arbeitgebermodells persönlicher Assistenz weiter vorantreiben soll. Bei diesem Modell werden die persönlichen Assistenten direkt von der behinderten Person beschäftigt, ohne dass ein ambulanter Dienst oder eine Sozialstation beteiligt ist. Im Mittelpunkt der Vereinbarung stehen die Gestaltungswünsche und Bedürfnisse derjenigen, die die Assistenz in Anspruch nehmen. Als Qualitätsmerkmale persönlicher Assistenz formuliert der Bündnistext, dass die behinderten Menschen als Arbeitgeber selbst entscheiden, wer eingesetzt wird und in welcher Form die Beschäftigung erfolgt. Das Bündnis setzte sich zum Ziel, einen Katalog zu entwickeln, in dem Informationen über diese Hilfeart gesammelt und den Betroffenen und Kostenträgern zur Verfügung gestellt werden. *Quelle: Pressedienst des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Familie und Gesundheit Rheinland-Pfalz 120-4/2005*

Drogenbericht aus der Schweiz. Die Eidgenössische Kommission für Drogenfragen berät die Schweizer Regierung in Fragen hinsichtlich Drogen und Sucht. Die Kommission besteht aus 14 persönlich gewählten Expertinnen und Experten und ist interdisziplinär zusammengesetzt. Der neueste Bericht der Kommission wurde im Mai 2005 der Öffentlichkeit vorgestellt und befasst sich mit den Optionen für den künftigen Umgang mit psychoaktiven Substanzen in der Schweiz. Der Bericht steht gegenwärtig als Arbeitsversion unter www.bag.admin.ch zur Verfügung. *Quelle: DHS-Newsletter 16.2005*

► Jugend und Familie

50 Jahre Familienverband Landesverband Berlin (DFV). Im Mai 2005 blickte der DFV bei einer Jubiläumsveranstaltung auf 50 Jahre engagiertes Mitwirken in der Sozial- und Familienpolitik zurück. 1955 wurde der Verein zunächst als Bund der Kinderreichen gegründet. Aber nach acht Jahren wurde deutlich, dass Kinderreichtum nicht mehr

der gesellschaftlichen Wirklichkeit entsprach. Da auch kleinere Familien Fürsprechende brauchten, benannte sich der Zusammenschluss 1963 in Berliner Familienverband um. Internet: www.deutscher-familienverband-berlin.de *Quelle: Paritätischer Rundbrief 7-8.2005, Landesverband Berlin*

UNICEF: Schulabbruch verhindern. Millionen Kinder auf der Welt kommen nach den Sommerferien nicht wieder zum Unterricht zurück, obwohl ihre Schulzeit noch lange nicht beendet ist. Nach neuesten Schätzungen von UNICEF werden zwar rund 84 % aller Kinder auf der Erde eingeschult. Doch in den ärmsten Ländern bricht noch immer jedes vierte Kind vor dem Ende der Grundschulzeit die Schule ab. Viele von ihnen bleiben ihr Leben lang Analphabeten. Sie haben es schwer, eine Ausbildung oder einen Arbeitsplatz zu finden und sind besonders von Ausbeutung bedroht. Anlässlich des Weltbildungstages am 8. September rief UNICEF dazu auf, Kinder, die ihre Schule abbrechen, gezielt zu unterstützen, damit sie einen Schulabschluss erreichen. Weltweit gehen über 100 Millionen Kinder im Grundschulalter nicht zur Schule. Auch in Deutschland geben Heranwachsende ihren Schulbesuch auf. So verließen 2004 über 82 000 Heranwachsende die Schule ohne einen Hauptschulabschluss, das waren rund 8,3 % der Schülerinnen und Schüler an allgemeinbildenden Schulen. Bei ausländischen Kindern war diese Quote mit 18,1 % noch wesentlich höher. *Quelle: Pressemitteilung der UNICEF im September 2005*

Das neue Kindschaftsrecht. Entwicklungen, Meinungen, Tendenzen. Von Barbara Mutke und Brita Tammen. Hrsg. Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe. Eigenverlag. Berlin 2004, 104 S., EUR 8,- *DZI-D-7270* Mehr als sechs Jahre sind vergangen, seit der Gesetzgeber mit dem am 1. Juli 1998 in Kraft getretenen Kindschaftsrechtsreformgesetz in mehreren Bereichen zum Teil lang dauernde Entwicklungen zu einem (vorläufigen) Abschluss gebracht hat. Die vorliegende Studie befasst sich insbesondere mit vier Bereichen der Reform, die in diesem Zusammenhang zentrale Veränderungen erfahren haben: Den Regelungen zum Institut der Beistandschaft, den Änderungen im Umgangsrecht, der Verfahrenspflegschaft und den erweiterten Beratungs- und Unterstützungsangeboten der Jugendhilfe. Bestellanschrift: Arbeitsgemeinschaft der Jugendhilfe, Mühlendamm 3, 10178 Berlin, Tel.: 030/40 04 02 00, Fax: 030/40 04 02 32, E-Mail: agj@agj.de

► Ausbildung und Beruf

Girls Day: Mädchen-Zukunftstag. Erweiterung des Berufswahlspektrums von Mädchen. Evaluationsergebnisse 2003. Hrsg. Frauen geben Technik neue Impulse e.V. W. Bertelsmann Verlag. Bielefeld 2004, 172 S., EUR 14,90 *DZI-D-7104*

Diese Studie berichtet über die Vorbereitung und Durchführung des Girls Day 2003 und die Resonanz der teilnehmenden Mädchen, Organisationen und Schulen. Darüber hinaus untersucht sie, ob und wie sich dieser Tag auf die Berufswahl der Teilnehmerinnen ausgewirkt hat. Das Projekt Girls Day, Mädchen-Zukunftstag, bietet Schülerinnen der Klassen 5 bis 10 die Möglichkeit, den Arbeitsalltag in technischen Berufen kennen zu lernen. Über 110 000 Mädchen und 5 300 Unternehmen, Betriebe und Institutionen nahmen 2003 daran teil. Bestellanschrift: W. Bertelsmann

Kündigung per E-Mail oder SMS ist unwirksam. Nach der Regelung im Bürgerlichen Gesetzbuch muss die Kündigung eines Arbeitsverhältnisses schriftlich erfolgen und vom Ausstellenden eigenhändig durch Namensunterschrift unterzeichnet sein. Durch die Schriftform sollen beide Vertragsseiten bei einer Kündigung vor Übereilung und unbedachten Handlungen bewahrt werden (Warnfunktion); zugleich dient die Schriftform der Rechtssicherheit (Klarstellungs- und Beweisfunktion). Diese Anforderung führt auch zur Unwirksamkeit von Kündigungen mit einem Telefax, da in diesem Fall ebenfalls eine eigenhändige Unterschrift fehlt. *Quelle: Pressemitteilung des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen 458.2005*

Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession. Die drei Berliner Fachhochschulen für Sozialarbeit und die Humboldt-Universität zu Berlin bieten in Kooperation den postgradualen Masterstudiengang „Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession“ an, für den sich Interessierte ab sofort bewerben können. Das berufsbegleitende Weiterbildungsprogramm ist akkreditiert und berechtigt die Absolvierenden zur Promotion und zur Einstufung in den höheren Dienst. Ziel ist die Ausbildung von Fachkräften, die die Menschenrechtsthematik in der Lehre, bei nationalen, internationalen und transnationalen Projekten sowie in der eigenen Trägerorganisation umsetzen können. Bewerbungsschluss: 12. Dezember 2005. Informationen: Zentrum für postgraduale Studien Sozialer Arbeit e.V. Berlin, Regula Corsten, Tel.: 030/50 10 10 47
E-Mail: zpsa@khsb-berlin.de, Internet: www.zpsa.de

Universitätslehrgang Psychosoziale Beratung (MSC). Die Paritätische Akademie hat in Kooperation mit der Donau-Universität in Krems eine dreisemestrige Aufbaustufe konzipiert, die für alle Beratungsberufe eine umfassende Vertiefung und Weiterbildung ermöglicht. Zugelassen werden kann, wer den Abschluss eines Fachhochschul- oder Universitätsstudiums oder einen gleichwertigen Abschluss sowie eine Zusatzausbildung (Supervision, Psychotherapie) nachweisen kann. Außerdem müssen mindestens drei Jahre Berufstätigkeit und eine fachliche Tätigkeit im psychosozialen Bereich nachgewiesen werden. Die Auftaktveranstaltung findet am 9. Dezember 2005 statt, das erste Modul beginnt am 26. Januar 2006 in Berlin. Informationen: Paritätische Akademie, Heidemarie Dreyer-Weik, Tel.: 030/246 36-401, E-Mail: dreyer-weik@akademie.org

21.-23.11.2005 Göttingen. Bundestagung 2005: Integration statt Ausgrenzung – Gerechtigkeit statt Almosen. Information: Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V., Quellenhofweg 25, 33617 Bielefeld, Tel.: 05 21/143 96-0, Fax: 05 21/143 96-19, E-Mail: info@bagw.de

22.11.2005 Ostfildern-Nellingen. Fachtagung: Wohngemeinschaften für pflegebedürftige Ältere. Information: Wohlfahrtswerk für Baden-Württemberg, Postfach 10 53 41, 70046 Stuttgart, Tel.: 07 11/619 26-110, Fax: 07 11/19 26-199, E-Mail: barbara.steiner@wohlfahrtswerk.de

23.-25.11.2005 Nürnberg. Fachtagung: Überleben in Drogenszenen. Information: Institut für soziale und kulturelle Arbeit Nürnberg, Gostenhofer Hauptstr. 61, 90443 Nürnberg, Tel.: 09 11/27 29 98-0, Fax: 09 11/929 66 90
E-Mail: post@iska-nuernberg.de

1.-2.12.2005 Gelsenkirchen. Workshop: Professionalität unter veränderten Rahmenbedingungen. Chancen und Risiken von Reformen im öffentlichen Sektor. Informationen: Institut Arbeit und Technik, Schwerpunkt: BEST, Dr. Andreas Langer, Munscheidstr. 14, 45886 Gelsenkirchen, Tel.: 02 09/17 07-193, E-Mail: alanger@iatge.de

1.-2.12.2005 Frankfurt am Main. Fachtagung Familienbildung: Ressourcen von Familien stärken. Information: Paritätisches Bildungswerk Bundesverband, Heinrich-Hoffmann-Str. 3, 60528 Frankfurt am Main, Tel.: 069/67 06-225, Fax: 069/67 06-203, E-Mail: pb.bv@paritaet.org

2.12.2005 Freiburg. 4. Symposium Palliative Care: Palliative Care und De-Institutionalisierung. Information: Institut für Weiterbildung an der Ev. Fachhochschule, Bugginger Str. 38, 79114 Freiburg, Tel.: 07 61/478 12-18, Fax: 07 61/478 12-30, E-Mail: schindler@efh-freiburg.de

2.12.2005 Hannover. Fachtagung: Kultursensible Altenpflege-Ausbildung. Information: Ev. Fachhochschule Hannover, Studiendekanat V, Prof. Barbara Hellige, Blumhardtstr. 2, 30625 Hannover, Tel.: 05 11/53 01-150
E-Mail: hellige@efh-hannover.de

12.-13.12.2005 Hannover. Fachtag: Erziehungsstellen: Eine Brücke in die Zukunft. Information: Ev. Erziehungsverband, Flüggestr. 21, 30161 Hannover, Tel.: 05 11/39 08 81-15

27.1.2006 Bern. Tagung anlässlich der Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit: Weiterentwicklung von Theorie, Empirie und Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit als Wissenschaft. Information: Prof. Marcel Meier Kressig, Fachhochschule für Technik, Wirtschaft und Soziale Arbeit St. Gallen, FB Soziale Arbeit, Industriest. 35, CH-9401 Rorschach, Tel.: 00 41/71/844 48 80, Fax: 00 41/71/844 08 50, E-Mail: marcel.meierkressig@fhsg.ch

Bibliographie Zeitschriften

1.00 Sozialphilosophie / Sozialgeschichte

Schwabe, Mathias: Laudatio: Friedhelm Buckert: Wegmarken für die Jugendhilfe – eine fachliche Würdigung. - In: Evangelische Jugendhilfe; Jg. 82, 2005, Nr. 3, S. 189-193. *DZI-2961z*

Sweifach, Jay: Social work in Jewish Community Centers: a question of compatibility. - In: Social Work; Jg. 50, 2005, Nr. 2, S. 151-161. *DZI-1220*

2.01 Staat/Gesellschaft

Mackelprang, Romel W.: Bioterrorism and smallpox: polices, practices and implications for social work. - In: Social Work; Jg. 50, 2005, Nr. 2, S. 119-127. *DZI-1220*

Zacher, Johannes: Die Marktillusion in der Sozialwirtschaft. - In: Beiträge zum Recht der sozialen Dienste und Einrichtungen; 2005, Nr. 58, S.1-36. *DZI-2978*

2.02 Sozialpolitik

Gerdemann, Werner: Qualitätsbericht Rehabilitation 2004: Erste Ergebnisse aus dem QS-Reha-Verfahren. - In: Die Ersatzkasse; Jg. 85, 2005, Nr. 6, S. 248-251. *DZI-0199*

Kruse, Udo: Der Einfluss von Interessengruppen auf die staatliche Sozialpolitik. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik; Jg. 59, 2005, Nr. 5/6, S. 36-43. *DZI-0079z*

Richter, Eva: Von der Magna Charta zum Mini-Papier: Streit am Runden Tisch um menschenwürdige Pflege. - In: Forum Sozialstation; Jg. 29, 2005, Nr. 134, S. 12-15. *DZI-2674*

Schönig, Werner: Bildungsförderung, Umverteilung und die soziale Durchlässigkeit – Notwendigkeit eines bildungspolitischen Kurswechsels. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit; 2005, Nr. 3, S. 4-9. *DZI-0099*

Wernke, Annette: Das Konzept 5 für Sie: auf dem Land: ambulante Betreuung für Menschen mit Demenz. - In: Forum Sozialstation; Jg. 29, 2005, Nr. 134, S. 38-40. *DZI-2674*

Wolfram, Tobias: Zwischen Lust und Frust: Change-Management. - In: Pflegezeitschrift; Jg. 58, 2005, Nr. 6, S. 387-389. *DZI-0528z*

2.03 Leben/Arbeit/Beruf

Bieritz-Harder, Renate: Teilhabe am Arbeitsleben zwischen SGB IX, Diskriminierungsschutz und Arbeitsmarktreformen. - In: Beiträge zum Recht der

sozialen Dienste und Einrichtungen; 2005, Nr. 58, S. 37-56. *DZI-2978*

Bodrozic, Lidia: Case Management im Therapiezentrum Burgau – Teil 1: Überleitungsnachsorgeprojekt reduziert Schnittstellenproblematik. - In: Pflegezeitschrift; Jg. 58, 2005, Nr. 6, S. 381-385. *DZI-0528z*

Buer, Ferdinand: Managementkompetenz und Kreativität – psychodramatisch betrachtet. - In: Organisationsberatung - Supervision - Coaching; Jg. 12, 2005, Nr. 2, S. 117-132. *DZI-3036*

Cröbmann, Gunter: Sozialpartnerschaften in der Pflege. - In: Pflege aktuell; Jg. 59, 2005, Nr. 7/8, S. 414-418. *DZI-1010z*

Schubert, Herbert: Kontraktmanagement der Zukunft – Herausforderung an das Management der Kommunen und Freien Träger. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit; 2005, Nr. 3, S. 43-49. *DZI-0099*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Bruttel, Oliver: Personalpolitik bei beauftragten Dritten in der Arbeitsvermittlung: Erfahrungen aus Australien, den Niederlanden und Großbritannien. - In: Arbeit und Beruf; Jg. 56, 2005, Nr. 6, S. 161-165. *DZI-0620*

Chung Yan, Miu: Brückenbau im fragmentierten Gemeinwesen: Die Wiederbelebung der Settlement-Häuser (=Nachbarschaftsheime) im Zeitalter der Globalisierung. - In: Rundbrief; Jg. 41, 2005, Nr. 1, S. 4-12. *DZI-0956*

Einecke, Brita: Häusliche Gewalt als Aufgabe von Frauenhausarbeit – Kinder im Frankfurter Frauenhaus. - In: Forum Erziehungshilfen; Jg. 11, 2005, Nr. 2, S. 84-87. *DZI-3005*

Eisenreich, Thomas: Erfolgreich steuern: Frühwarnsysteme. - In: Sozialwirtschaft; Jg. 15, 2005, Nr. 4, S. 23-28. *DZI-2991z*

Flemming, Winfried: Das „Wechselmodell“ nach Trennung und Scheidung. - In: Kindschaftsrechtliche Praxis; Jg. 8, 2005, Nr. 3, S. 96-97. *DZI-3026*

Knäppler, Annerose: Erstes Fazit eines Modellversuches: konzeptionelle Gestaltung der Schnittstelle Hauswirtschaft/Pflege. - In: Bayerische Sozialnachrichten; 2005, Nr. 3, S. 20-22. *DZI-0155z*

Uhle, Ria: Schulische Notfallsituationen: psychologisches Krisenmanagement im System Schule. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 275-293. *DZI-2944*

4.00 Sozialberufe / Soziale Tätigkeit

Albrecht, Anton: Aktuelle Entwicklungen zum Thema QM/QS besorgniserregend. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 337-339. *DZI-2944*

Menne, Martin: Die Tätigkeit des Ver-

fahrenspflegers im Spiegel der Rechtsprechung. - In: Das Jugendamt; Jg. 78, 2005, Nr. 6/7, S. 274-279. *DZI-0110z*

Palm, Wolfgang: Den Einkommenstatistiken auf der Spur. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 408-413. *DZI-2944*

Panknin, Hardy-Thorsten: Krankenhaus überlebt, Patient...: Komplikationen infolge von Personalkürzungen. - In: Pflegezeitschrift; Jg. 58, 2005, Nr. 6, S. 347-350. *DZI-0528z*

5.01 Sozialwissenschaft / Sozialforschung

Butterwegge, Christoph: Auf dem Weg zur Greisenrepublik oder weg vom Sozialstaat? Über demografischen Wandel und die Notwendigkeit seiner Entdramatisierung. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik; Jg. 59, 2005, Nr. 5/6, S. 11-19. *DZI-0079z*

Glinka, Hans-Jürgen: Biographische Erklärungen. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 265-272. *DZI-2944*

Graber-Dünow, Michael: Nützlich für Qualität und Image: Nutzer-Befragungen. - In: Sozialwirtschaft; Jg. 15, 2005, Nr. 4, S. 20-22. *DZI-2991z*

Müller, Stephan: Schulsozialarbeitsforschung im Kanton Zürich: Ergebnisse bisheriger Forschungen und aktuelle Perspektiven. - In: Sozial Aktuell; Jg. 37, 2005, Nr. 13, S. 17-19. *DZI-2220z*

Schmidt, Roland: Wissenschaftlich-professionelle Standards ergänzen Soll-Ist-Kontrollen: Qualitätssicherung. - In: Sozialwirtschaft; Jg. 15, 2005, Nr. 4, S. 14-16. *DZI-2991z*

Weiss, Idit: Is there a global common core to social work? A cross-national comparative study of BSW graduate students. - In: Social Work; Jg. 50, 2005, Nr. 2, S. 101-110. *DZI-1220*

5.02 Medizin/Psychiatrie

Anders, Jennifer: Arzneimittelgebrauch und gesundheitliche Selbsteinschätzung selbstständig lebender, älterer Hamburger. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie; Jg. 38, 2005, Nr. 3, S. 173-181. *DZI-2309z*

Brühl, Monika: Zwischen Beistand und Überwachung. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift; 2005, Nr. 7, S. 13-15. *DZI-0608*

Glaeske, Gerd: Rezepte für mehr Qualität und Effizienz in der Arzneimittelversorgung: es fehlt eine wirksame „Gegenöffentlichkeit“. - In: Die Ersatzkasse; Jg. 85, 2005, Nr. 6, S. 234-238. *DZI-0199*

Keupp, Heiner: Sozialpsychiatrie im gesellschaftlichen Gegenwind: kann sie noch Chancen der Inklusion vermitteln? - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 307-313. *DZI-2944*

Kosfeld, Barbara: Wehenarbeit – diskret, elegant, wissend. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2005, Nr. 7, S. 21-23. *DZI-0608*

Renteln-Kruse, W. von: Arzneimittelbehandlung im Alter. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Nr. 3, S. 169-172. *DZI-2309z*

5.03 Psychologie

Bonnekamp, Thomas: Psychotherapie und Verbundenheit: Anmerkungen zur Dialektik des Lebens. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 315-325. *DZI-2944*

Messerschmidt, Jasmin: Die Methode des imaginativen Rollenspiels im Konflikt-Coaching. - In: Organisationsberatung - Supervision - Coaching ; Jg. 12, 2005, Nr. 2, S. 159-167. *DZI-3036*

Ramos, Blanca M.: Acculturation and depression among Puerto Ricans in the mainland. - In: Social Work Research ; Jg. 29, 2005, Nr. 2, S. 95-105. *DZI-1954z*

Ruggaber, Günter: Qualität in der Psychotherapieausbildung. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 327-333. *DZI-2944*

Schnabel, Annette: Gefühlvolle Entscheidung und entscheidende Gefühle: Emotionen als Herausforderung für Rational Choice-Theorien. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 57, 2005, Nr. 2, S. 278-307. *DZI-0634*

Schwinger, Thomas: Fall-Supervision in Gruppen und Teams: mögliche Schwierigkeiten mit psychodramatischem Rollenspiel. - In: Organisationsberatung - Supervision - Coaching ; Jg. 12, 2005, Nr. 2, S. 175-184. *DZI-3036*

5.04 Erziehungswissenschaft

Andresen, Sabine: Aktuelle Entwicklungen und professionelle Perspektiven der Kooperation von Schule und Sozialer Arbeit. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 37, 2005, Nr. 13, S. 10-13. *DZI-2220z*

Hollenstein, Erich: Schule und Beruf: Bildungsarbeit, Unterstützung und Beratung als Aufgabe sozialer Arbeit in der Schule. - In: Evangelische Jugendhilfe ; Jg. 82, 2005, Nr. 2, S. 103-111. *DZI-2961z*

Kiffmann-Duller, Christine: Kompetenz und Professionalität in der frühen Bildung hörgeschädigter Kinder. - In: Heilpädagogik ; Jg. 48, 2005, Nr. 3, S. 9-15. *DZI-1489*

5.05 Soziologie

Isengard, Bettina: Freizeitverhalten als Ausdruck sozialer Ungleichheiten oder Ergebnis individualisierter Lebensführung? Zur Bedeutung von Einkommen und Bildung im Zeitverlauf. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie ; Jg. 57, 2005, Nr. 2, S. 254-277. *DZI-0634*

Ostner, Ilona: Einführung: Wandel der Geschlechtsrollen – Blickpunkt Väter: eine vernachlässigte Kategorie in sozialwissenschaftlicher Theorie und Empirie. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 17, 2005, Nr. 1, S. 46- 49. *DZI-3038*

5.06 Recht

Gierlichs, Wolfgang: Grenzen und Möglichkeiten klinischer Gutachten im Ausländerrecht. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Jg. 25, 2005, Nr. 5, S. 158-163. *DZI-2682*

Hirsch, Burkhard: Der „Krieg gegen den Terror“ und das deutsche Ausländerrecht. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 27, 2005, Nr. 2, S. 116-121. *DZI-2675z*

Höfer, Sven: Zur Kongruenz von Recht und Praxis der Strafzumessung. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 2, S. 127-134. *DZI-0676*

Huber, Bertold: Das neue Ausländerrecht. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 27, 2005, Nr. 2, S. 100-106. *DZI-2675z*

Hundmeyer, Simon: Pädagogischer Auftrag und Aufsichtspflicht der Kindertageseinrichtungen. - In: Zentralblatt für Jugendrecht ; Jg. 92, 2005, Nr. 6, S. 232-237. *DZI-0312z*

Mix, Bernd: Beistandschaft im Wandel: Ein Beratungskonzept der Stadt Osnabrück, insbesondere im Hinblick auf das Umgangsrecht und dessen Auswirkungen. - In: Das Jugendamt ; Jg. 78, 2005, Nr. 6/7, S. 279-283. *DZI-0110z*

Ries, Melanie: Die Verurteilung jugendlicher Straftäter vor den allgemeinen Strafgerichten im amerikanischen Jugendstrafrecht. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 2, S. 135-142. *DZI-0676*

Walter, Eginhard: Umgang nach Trennung und Scheidung: rechtliche und psychologische Grundlagen. - In: Frühe Kindheit ; Jg. 8, 2005, Nr. 3, S. 28-35. *DZI-3047*

6.00 Theorie der Sozialen Arbeit

Coulton, Claudia: The place of community in social work practice research: conceptual and methodological developments. - In: Social Work Research ; Jg. 29, 2005, Nr. 2, S. 73-86. *DZI-1954z*

Hafen, Martin: Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten der Sozialen Arbeit in der Schule. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 37, 2005, Nr. 13, S. 6-9. *DZI-2220z*

6.01 Methoden der Sozialen Arbeit

Alberstötter, Uli: Kooperation als Haltung und Strategie bei hochstrittigen Eltern-Konflikten. - In: Kindschafftsrecht-

liche Praxis ; Jg. 8, 2005, Nr. 3, S. 83-93. *DZI-3026*

Rothenberg, Günter: Ausgangssituationen in der psychodramatischen Supervision mit Ehrenamtlichen. - In: Organisationsberatung - Supervision - Coaching ; Jg. 12, 2005, Nr. 2, S. 133-143. *DZI-3036*

6.02 Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit

Drilling, Matthias: Drei Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand der Schulsozialarbeit. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 37, 2005, Nr. 13, S. 14-16. *DZI-2220z*

Moch, Matthias: Tagesgruppe als Auslaufmodell? Argumente zur Differenzierung. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 2, S. 108-112. *DZI-3005*

Schaffner, Roman: Brücke der Jugend in Europa: internationale Jugendarbeit mit Haupt- und FörderschülerInnen. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 56, 2005, Nr. 2, S. 106-109. *DZI-0231*

Schellhoss, Hartmut: Privatisierung der Bewährungshilfe – back to which roots? - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 2, S. 143-145. *DZI-0676*

Wolters, Peter: Konzeptentwicklung in der Schulsozialarbeit: ganzheitlich und lebensnah. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2005, Nr. 3, S. 17-19. *DZI-0099*

6.04 Jugendhilfe

Hopmann, Andreas: Visionen statt Prognosen – mit der Szenario-Technik die Jugendhilfe voranbringen. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2005, Nr. 3, S. 20-24. *DZI-0099*

Schleiffer, Roland: Über Bindungsbeziehungen im Heim. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 2, S. 113-118. *DZI-3005*

Schwabe, Mathias: Wie erfolgreich arbeiten Settings für Systemsprenger mit Elementen von Zwang in sozialpädagogischer Absicht? - In: Evangelische Jugendhilfe ; Jg. 82, 2005, Nr. 3, S. 159-169. *DZI-2961z*

Süzen, Talibe: Interkulturelle Öffnung im Handlungsfeld der Hilfen zur Erziehung. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2005, Nr. 3, S. 31-37. *DZI-0099*

Thimm, Karlheinz: Jugendhilfe und Schule im Diskurs um Förderung und Bildung: Anforderungen an Hilfen zur Erziehung. - In: Evangelische Jugendhilfe ; Jg. 82, 2005, Nr. 2, S. 112-123. *DZI-2961z*

Wisser, Ulrike: Reform der Europäischen Strukturpolitik und ihre Chancen für die Jugendsozialarbeit. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 56, 2005, Nr. 2, S. 79-83. *DZI-0231*

6.05 Gesundheitshilfe

Langness, Anja: Gesundheitsverhalten im Jugendalter: Ergebnisse der internationalen „Health Behaviour in School-aged Children“-Studie. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 67, 2005, Nr. 6, S. 422-431. *DZI-0021z*

Salzmann-Zöbele, Renate: Das Augsburger „Forum Kooperation & Vernetzung“: kommunale Gesundheitsfürsorge für eine alternde Gesellschaft. - In: Bayerische Sozialnachrichten ; 2005, Nr. 3, S. 22-24. *DZI-0155z*

6.06 Wirtschaftliche Hilfe

Christa, Harald: „JOBChancen“ für langzeitarbeitslose Sozialhilfeempfänger? Evaluationsergebnisse eines Modellprojekts in Leipzig. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2005, Nr. 3, S. 38-42. *DZI-0099*

Reichman, Nancy E.: TANF sanctioning and hardship. - In: Social Service Review ; Jg. 79, 2005, Nr. 2, S. 215-236. *DZI-0178*

7.01 Kinder

Eipperle, Ulrike: Pädagogisch-Therapeutische Wohngruppe: Eingliederungshilfe in einer Einrichtung über Tag und Nacht, nach § 35a SGB VIII i.V. mit § 34 SGB VIII. - In: Evangelische Jugendhilfe ; Jg. 82, 2005, Nr. 3, S. 170-174. *DZI-2961z*

Kavemann, Barbara: Gemeinsam gegen häusliche Gewalt: von regionalen Innovationen zu Maßstäben guter Praxis. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 2, S. 74-79. *DZI-3005*

Keupp, Heiner: Kinder (un-)erwünscht? Aufwachsen in einer Gesellschaft ohne „einbettende Kulturen“. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 293-306. *DZI-2944*

Lenz, Albert: Vorstellungen der Kinder über die psychische Erkrankung ihrer Eltern: eine explorative Studie. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 54, 2005, Nr. 5, S. 382-398. *DZI-0521*

Weber, Monika: Häusliche Gewalt und die Aufgaben der Jugendämter. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 2, S. 68-73. *DZI-3005*

7.02 Jugendliche

Hessel, Aike: Inanspruchnahme des Gesundheitssystems durch Jugendliche wegen körperlicher Beschwerden. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 54, 2005, Nr. 5, S. 367-381. *DZI-0521*

Sannwald, Renate: Wie postmoderne Jugendliche ihren Weg ins Leben finden – Einblicke in die Kathaym Imaginative Psychotherapie von Adoleszenten. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 54, 2005, Nr. 5, S. 417-426. *DZI-0521*

7.04 Ehe/ Familie/ Partnerbeziehung

Cyprian, Gudrun: Die weißen Flecken in der Diskussion zur „neuen Vaterrolle“- Folgerungen aus dem gegenwärtigen Forschungsstand in Deutschland. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 17, 2005, Nr. 1, S. 77-79. *DZI-3038*

Gesterkamp, Thomas: Betriebliche und politische Hindernisse engagierter Vaterschaft. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 17, 2005, Nr. 1, S. 66-75. *DZI-3038*

Salgo, Ludwig: Umgang mit Kindern in Familienpflege – Voraussetzungen und Grenzen. - In: Frühe Kindheit ; Jg. 8, 2005, Nr. 3, S. 36-40. *DZI-3047*

Smolka, Adelheid: Vom Paar zum Kind – oder doch nicht? Anmerkungen zur Frage des Kinderwunsches und seiner Realisierung. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 17, 2005, Nr. 1, S. 41-45. *DZI-3038*

7.05 Ausländer/ Aussiedler

Barth, Wolfgang: Zuwanderungsbegrenzungs-gesetz verabschiedet: Wie geht es weiter mit der Integration? - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 27, 2005, Nr. 2, S. 107-115. *DZI-2675z*

Cyrus, Norbert: Menschen ohne legalen Aufenthaltsstatus in Deutschland: Ansätze für eine menschenrechtsorientierte Migrationspolitik. - In: Migration und Soziale Arbeit ; Jg. 27, 2005, Nr. 2, S. 132-140. *DZI-2675z*

Jakober, Hans: Zur ausländerrechtlichen Beurteilung medizinisch-psychologischer Begutachtungen traumatisierter Ausländer. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Jg. 25, 2005, Nr. 5, S. 152-158. *DZI-2682*

7.06 Arbeitslose

Beschorner, Jürgen: Anspruch auf Leistungen aus der Arbeitslosenversicherung nach Ableistung des Pflichtwehrdienstes in einem anderen Mitgliedsstaat der Europäischen Union. - In: ZFSH/ SGB ; Jg. 44, 2005, Nr. 6, S. 323-327. *DZI-1450z*

Linke, Klaus: Im öffentlichen Interesse: Zusatzjobs. - In: Sozialwirtschaft ; Jg. 15, 2005, Nr. 4, S. 31-32. *DZI-2991z*

7.07 Straffällige/ Straftatlassene

Koch, Rolf: Basisdokumentation im Frauenvollzug: Erprobung eines Verfahrens und erste Ergebnisse zu den Inhaftierten und Methoden. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform ; Jg. 88, 2005, Nr. 2, S. 93-110. *DZI-0676*

7.10 Behinderte/ kranke Menschen

Achenbach, Gabriele: Pflege für chro-

nisch erkrankte Menschen: Nicht behandlungsorientierte Medizin, sondern Carekonzepte der Gesundheitspflege sind in der Zukunft gefragt. - In: Pflege aktuell ; Jg. 59, 2005, Nr. 7/8, S. 420-423. *DZI-1010z*

Brass, Peter: E-Learning unter besonderer Berücksichtigung der Nutzung durch sehgeschädigte Lesende. - In: Horus ; Jg. 67, 2005, Nr. 3, S. 110-111. *DZI-0899*

Haberer, Johanna: Das verdrängte Thema: Hilfsbedürftigkeit und Tod versus überzogene Erwartungen an die Heime. - In: Bayerische Sozialnachrichten ; 2005, Nr. 3, S. 3-9. *DZI-0155z*

Hagelskamp, Joachim: Am Ende des Verantwortbaren? Zu den Auswirkungen der aktuellen sozialpolitischen Veränderungen auf behinderte Menschen. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 37, 2005, Nr. 2, S. 341-346. *DZI-2944*

Kebellmann, Bernd: Ideen zur Strategie eines eigenwilligen Lebens – Behinderte und ihre Rolle als Gesellschaftspartner, Teil 1. - In: Horus ; Jg. 67, 2005, Nr. 3, S. 103-109. *DZI-0899*

7.11 Abhängige/ Süchtige

Becker, Peter: Replikation und Spezifität von vier Persönlichkeitstypen bei Alkoholabhängigen. - In: Sucht ; Jg. 51, 2005, Nr. 3, S. 151-160. *DZI-0964z*

Nabitz, Udo: A quality framework for addiction treatment programmes: results of a concept mapping strategy. - In: Sucht ; Jg. 51, 2005, Nr. 3, S. 138-150. *DZI-0964z*

Petry, Jörg: Kritische Betrachtungen über den aktuellen Stand der Behandlungen von Tabakabhängigen. - In: Sucht ; Jg. 51, 2005, Nr. 3, S. 175-186. *DZI-0964z*

7.13 Alte Menschen

Fischer, Thomas: Schmerzen richtig erkennen und einschätzen: Schmerzmanagement bei alten Menschen – Teil 2. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 58, 2005, Nr. 6, S. 355-358. *DZI-0528z*

Pin, Stéphanie: The impact of social relationships on the maintenance of independence in advanced old age: findings of a Swiss longitudinal study. - In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie ; Jg. 38, 2005, Nr. 3, S. 203-209. *DZI-2309z*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen: Tel.: 030/ 83 90 01-13, Fax: 030/831 47 50 E-Mail: bibliothek@dzi.de

Geboren 1964 und 1971. Neuere Untersuchungen zu Ausbildungs- und Berufschancen in Westdeutschland. Hrsg. Steffen Hillmert und Karl Ulrich Mayer. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2004, 252 S., EUR 34,90 *DZI-D-7200*

Die 1980er- und 1990er-Jahre gelten als Jahrzehnte der Krise, geprägt von Turbulenzen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, aber auch von den Entwicklungen im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung. Wie gelang es unter diesen erschwerten Bedingungen jungen Menschen, Schule und Ausbildung zu absolvieren und im Erwerbsleben Fuß zu fassen? Welche Erfolge, aber auch welche Hürden und Muster von Ungleichheiten gab es? Dieser Band fasst die wesentlichen Ergebnisse aus dem jüngsten Teilprojekt der westdeutschen Lebensverlaufsstudie am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung zusammen. Ausgewählt und analysiert wurden hier knapp 3000 Lebensverläufe der Geburtsjahrgänge 1964 und 1971. Zu den bearbeiteten Themen zählen die Situation Jugendlicher ohne Schulabschluss, junge Ausländerinnen und Ausländer beim Berufseinstieg, Mehrfachausbildungen, ausbildungsadäquate Beschäftigung, Befristung von Erwerbsverhältnissen, Geschlechter-

ungleichheiten und Ost-West-Unterschiede bei Ausbildung und Erwerbstätigkeit.

Störer und Gestörte. Band 1: Konfliktgeschichten nicht beschulbarer Jugendlicher. Hrsg. Thomas von Freyberg und Angelika Wolff. Verlag Brandes & Apsel. Frankfurt am Main 2005, 317 S., EUR 24,90 *DZI-D-7205*

Es gibt Jugendliche, die Erziehende in schier endlose und eskalierende Konflikte verstricken. Konflikte, aus denen es schließlich nur noch einen Ausweg zu geben scheint: den Abbruch der Arbeit und der Beziehung. Wie aber schaffen es diese „besonders schwierigen“, „nicht schulfähigen“ oder „nicht beschulbaren“ Jugendlichen, dass kompetente, erfahrene und nicht selten engagierte Lehrkräfte und professionell Helfende sich hilflos in Konflikte mit ihnen verstricken lassen und dabei häufig ihre Professionalität einbüßen? In einem interdisziplinären Forschungsprojekt haben Fachleute der Soziologie und Psychoanalyse in Einzelfallstudien Konfliktgeschichten nicht beschulbarer Jugendlicher untersucht. Ihre Frage: Was treibt diese erbitterten Kämpfe um Macht und Kontrolle an, die sich über Jahre hinziehen können, in deren Verlauf sich Täter und Opfer, Störer und Gestörte immer ähnlicher werden und an deren Ende nur besiegte Siegende und siegreiche Verlierende stehen? Die Autoren zeigen in dieser Veröffentlichung Lösungswege auf.

Normenbildung auf dem Pflegemarkt. Entstehung und Wirkungsweise. Von Jörg Lemnitzer. MaroVerlag. Augsburg 2005, 512 S., EUR 48,- *DZI-D-7290*

Um welche Ausgangsbedingungen für die sozialstaatliche Absicherung des Pflegerisikos in einer bestimmten historischen Periode handelt es sich vom Grundsatz her? Wie wirkt sich das Pflegeversicherungsgesetz auf die Organisation von Pflegeeinrichtungen in freigemeinnütziger, öffentlicher und privater Trägerschaft aus? Der Autor beantwortet diese Fragen auch unter dem Aspekt, ob auf dem Markt für pflegerische Dienstleistungen verbindliche soziale Normen entstehen. Dabei greift er auf einen ökonomischen Erklärungsansatz für soziales Handeln zurück, analysiert die Wechselwirkung von Bedingungen, die zur Entstehung von Präferenzen und zur institutionellen Setzung von Normen und damit zur Implementierung des Pflegeversicherungsgesetzes führen. Es wird verdeutlicht, dass die Ausgangsbedingungen für die Entstehung, die Verinnerlichung, die Wirkungsweise und den Wandel von sozialen Normen in Prozessen der Nutzenmaximierung zu suchen sind. Dadurch wird auf dem Pflegesektor eine spürbare Effizienzsteigerung der Leistungserbringung bewirkt.

Zwischen Wettbewerb und Subsidiarität. Wohlfahrtsverbände unterwegs in die Sozialwirtschaft. Von Heinz-Hürgen Dahme und anderen. edition sigma. Berlin 2005, 269 S., EUR 15,90 *DZI-D-7291*

Seit einigen Jahren befindet sich die Freie Wohlfahrtspflege in einem grundlegenden Transformationsprozess. Dessen Ziel besteht darin, die bisherigen Aufwendungen für den sozialen Dienstleistungsbereich zu begrenzen beziehungsweise zu senken. In der konkreten Umsetzung dieser Vorgaben entstehen erhebliche Probleme, und die Verbände geraten mehr und mehr in Schwierigkeiten, weil ihre unternehmerischen und sozialanwaltschaftlichen Funktionen in Konflikt geraten. Auch die Personalpolitik steht in dem Widerspruch, einerseits Personal einzusparen, um den neuen Vorgaben gerecht zu werden, damit jedoch die wichtigste Ressource des sozialen Sektors zu untergraben. In dieser Studie wird der Weg der deutschen Verbändewohlfahrt in die Sozialwirtschaft analysiert und nach den Auswirkungen auf die Beschäftigten gefragt.

Die Konstruktion professioneller Identität in der Sozialen Arbeit. Theoretische Grundlagen und empirische Befunde. Von Thomas Harmsen. Verlag für Systemische Forschung im Carl-Auer Verlag. Heidelberg 2004, 389 S., EUR 29,95 *DZI-D-7293*

Der Autor widmet sich in dieser Publikation dem Dauerthema der professionellen Identität. Er vermeidet es, eine erneute Gegenstandsbestimmung vorzunehmen, sondern entwickelt einen erkenntnistheoretischen Bezugsrahmen, der aufzeigt, wie professionelle Identität konstruiert wird. Hierbei rekurriert er auf konstruktivistische Theorien. Darauf folgend werden seine theoretischen Überlegungen empirisch nachgezeichnet. Die methodische Grundlage bildet dabei die „Grounded Theory“, die es ermöglicht, eine gegenstandsbezogene Theorie professioneller Identität zu entwickeln. Anhand unterschiedlicher Datenquellen (Interviews, Beobachtungsprotokolle von Tagungen und Konferenzen, Internet, Fachartikel etc.) entwickelt der Autor ein Modell, dessen Rahmen die Kategorien Subjektivität, Handlungsorientierung, Reflexivität und Flexibilität bilden. Das Fazit des Autors: Professionelle Identität muss ein Berufsleben lang immer wieder neu reflektiert und konstruiert werden, denn sie ist nie abgeschlossen und eindeutig.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz des Landes Berlin

Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Heidi Koschwitz Tel.: 030/83 90 01-23, E-Mail: koschwitz@dzi.de, Hartmut Herb (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorlauffer, Wien

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Franz-Heinrich Fischler (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Holger Gerecke (Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset (Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin); Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Prof. Dr. Ruth Mattheis, Berlin; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Prof. Dr. Hildebrand Ptak (Evangelische Fachhochschule Berlin); Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Ute Schönherr (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestr. 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. MwSt. und Versandkosten)

Kündigung bestehender Abonnements jeweils schriftlich drei Monate vor Jahresende.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstr. 27, 10963 Berlin

Druck: Offsetdruckerei Gerhard Weinert GmbH, Saalburgstr. 3, 12099 Berlin

ISSN 0490-1606